

Die verfeindeten Nachbarn
von
Ernst Adolph Willkomm.

I.

»Das klang ja wie ein Ruf nach Hilfe,« sprach der Ortsrichter, von den Papieren anblickend, die vor ihm lagen und die er durchzusehen hatte. Er wendete horchend den Kopf dem nahen Fenster zu, dessen Laden geschlossen war, und an welchem der heftige Wind rüttelte. Der vernommene Ruf wiederholte sich nicht, dagegen ließ sich jetzt Hundegebell hören, und gleich darauf dicht vor der Thür lautes Schluchzen.

Der Richter schob die vor ihm liegenden Papiere zurück und zog die nach Innen sich öffnende, mit einem Gewicht versehene Thür rasch auf. Der Schein des Lichtes aus der Stube fiel auf ein junges Mädchen von schlankem Wachs und hübschen Zügen.

»Du bist es, Rose?« sprach er verwundert. »Und in Thränen? Was gibt es denn?«

Der Richter faßte die Hand des Mädchens und führte sie in's Zimmer.

»Mein Gott,« fuhr er fort, »wie siehst Du denn aus? Hast Du einen unglücklichen Fall gethan?«

Rose zitterte und schluchzte noch immer. Sie trocknete sich mit ihrer Schürze das Blut ab, das aus einer starken Schramme von der Stirn über die blühenden Wangen herabließ.

»Ich halt' es nicht mehr aus, Pathe!« sagte sie jetzt hastig. »Ihr müßt ein ernstes Wort mit dem Vater reden, sonst gibt es noch ein Unglück!«

Das Gesicht des Richters, dessen Züge Stolz und Härte ausdrückten, wurde sehr düster bei dieser Aeußerung des Mädchens.

»Hat Dich der Vater wieder geschlagen, weil Du auf Ordnung siehst?« sprach er. »Dann wird man ihn auf andere Weise, wie neulich, zur Raison bringen müssen! Ich halt' ihm Wort, wie ich gedroht, und ich thu' ihm die Schande an vor der ganzen Gemeinde, so wahr mein Name Conrad Bühl ist!«

Er legte die geballte Faust auf die Gemeinderechnungen, daß das Papier unter dem Drucke derselben knitterte, und sah Rose nichts weniger als mild oder besonders mitleidig an.

»Erzähle!« rief er befehlshaberisch, da das Mädchen schwieg und noch immer bemüht war, das aus ihrer Kopfwunde träufelnde Blut abzutrocknen.

»Der Vater verlangte zu trinken und –«

»Und er ist schon voll, daß er überläuft, nicht wahr?« fiel Conrad Bühl ein.

Rose brach in lautes Weinen aus. Der Richter raffte ärgerlich die Papiere zusammen, verschloß sie in einen Wandschrank, steckte den Schlüssel zu sich und griff nach seinem Stocke.

»Du bleibst hier, Rose!« sprach er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch vertrug. »Meine Frau kommt auf der Stelle; der kannst Du Dein Herz ausschütten. Ich werde jetzt 'nüber gehen und mit Deinem Vater reden.«

»Herr Pathe Richter,« erwiderte Rose, den entschlossenen Manns zurückhaltend, »schimpft ihn nur ja nicht

aus! Das verträgt er heute gar nicht, am wenigsten von Euch! Er hat Unglück gehabt und dann ist schwer mit ihm verkehren.«

Bühl lachte, schüttelte die Hand des Mädchens ab und verließ das Zimmer.

Auf der Flur begegnete ihm seine Frau.

»Ich höre, die Rose ist wieder da?« fragte sie ihren Mann. »Die hat aber auch ewig zu lamentiren!«

»Sie sitzt oder steht drinn in meiner Stube,« erwiderte der Richter. »Rede ihr vernünftig zu, aber sei freundlich. Das arme Kind hat ein schweres Kreuz zu tragen. In einer Viertelstunde bin? ich wieder da.«

»Wo willst Du hin? Doch nicht zum Schmiedebauer?«

»Zu Michel Jürgen gehe ich, und jetzt gleich. Er hat das Mädcl in seiner Wildheit blutig geschlagen, und sie ist ihm entlaufen. Ich will nicht, daß der Mann ein Todtschläger wird, der in jungen Jahren mit mir die gleichen Wege wandelte!«

Vor diesen Worten verstummte Johanna und sah sinnend vor sich nieder. Conrad Bühl ging über die lange, dunkle Flur, ohne sich weiter um seine Frau zu kümmern, stieg die sechs oder sieben steinernen Stufen hinab, die von dem etwas hoch gelegenen Hause auf die Straße führten, und schritt dann gerade aus nach einer Reihe hoher Pappeln, deren Wipfel im Winde rauschten. Hinter denselben lag ein lang gestrecktes Haus mit großem Vorbau. In diesem glühte ein sprühendes Kohlenfeuer, und die wuchtenden Hammerschläge, welche daraus hörbar

wurden, kündigten es Jedermann als die Behausung eines viel beschäftigten Schmiedes an.

Der Richter schritt seitwärts an den Fenstern der Schmiede vorüber. Hinter dem Hause senkte sich der Weg in eine ziemliche Tiefe hinab, durch die ein starker Bach rauschte. Ein Steg ohne Lehne, der unter jedem Tritte schwankte, führte über den Bach. Diesen überschritt Conrad Bühl, und gelangte darauf in einen umhegten Obstgarten, an dessen oberem Ende, wieder etwa einige zwanzig Fuß höher, ein Bauernhof sichtbar ward. Nach diesem Gehöft ging der Richter. Es war die Wohnung und das Eigenthum des Schmiedebauers, dessen Tochter Schutz bei ihm gesucht hatte.

Mit den Localitäten bekannt, ging Conrad Bühl geraden Wegs nach der Wohnstube. Hier fand er Michel Jürgen auf einem Schemel am Tische sitzend, sein stark geröthetes Gesicht auf beide untergestemmte Arme gestützt. Vor ihm stand ein Glas und eine leere Flasche. Als er den Eintretenden hörte, dem er den Rücken zukehrte, sprach er mit heiseren unsicherer Stimme:

»Na, hast Dich besonnen? Komm her, Mädels, und gib mir die Hand! Wir wollen uns wieder vertragen. Aber nicht wieder gemuckst, sonst –«

Eine schwere Hand fiel unsanft auf die Schulter des Berauschten und ließ diesen seine Rede nicht beendigen.

»Michel Jürgen,« sprach der Richter Bühl, »wenn ich Dich arretiren und einstecken lasse, so thu' ich ein gutes Werk. Schämst Du Dich denn auch nicht mehr vor Deinem eigenen Kinde?«

Der Bauer wollte aufstehen, aber Bühl drückte ihn mit starker Faust nieder auf den Schemel.

»Nicht von der Stelle, Unverbesserlicher!« rief er ihm zu. »Du sollst mich anhören und thun, was ich Dir befehle! So viel Verstand hat Dir der Branntwein noch übrig gelassen, daß Du mich verstehen kannst Ich will auch verständlich reden, wie Du's brauchst.«

Der Berauschte hob drohend die Faust, knirschte mit den Zähnen und sah den Richter mit feindseligen Augen an.

»Wenn Du Dich unterfängst, Deine Tochter auch nur mit hartem Finger noch einmal zu berühren,« sprach Conrad Bühl, »so lasse ich Dich am hellen lichten Tage zwei Stunden lang in den Stock setzen! Verstanden?«

»Nimm Dich in Acht!« murmelte Jürgen.

»Willst Du mir vielleicht den rothen Hahn auf's Dach setzen?« lachte der Richter. »Du würdest Dir damit nur Vorfeuer zur Hölle für Dich selber anzünden.«

»Es muß Einer grundschlecht sein, der mir so 'was Niederträchtiges zutraut,« sprach der etwas ernüchterte Bauer höchst verächtlich.

»Du hast vergangenes Frühjahr Deine Frau in's Grab geärgert, Jürgen, und nun schlägst Du die Tochter, daß sie blutend und hilferufend in die Nachbarschaft läuft! Und weshalb? Weil sie Dir das vermaledeite Trinken abgewöhnen will!«

»Wer ist Schuld, daß ich trinken muß?«

»Dein unversöhnliches Herz,« sagte der Richter.

»Dich verklage ich Oben, Dich Conrad, wenn ich in Sünden hinfahre!« grollte der wüste Bauer.

»Ich spotte Deiner Drohung,« erwiderte der Richter, »denn ich habe mir nichts vorzuwerfen.«

»Nichts vorzuwerfen!« wiederholte Jürgen, die steifen Hände ineinander faltend, und seine rollenden Augen zum Himmel erhebend. »Ohne Deine Schlechtigkeiten wäre ich glücklich geworden. Du hast mich wild gemacht, meinen Wohlstand vernichtet, mir die Ruhe geraubt. Ich hasse Dich!«

»Eine längst bekannte Sache,« sprach der Richter. »Gott sei Dank, so bekannt, daß jedes Kind darum weiß. Du stehst Dir deshalb nur im Lichten, wenn Du mich offen oder geheim mit Deinem Hasse verfolgst! Ich will Nachsicht mit Dir haben, wie ich Dir versprach; ich werde Dich nicht drängen, Dir in Nichts hinderlich sein. Aber ein Mensch sollst Du bleiben, und das Mädels, an dem kein Tadel zu finden, ungeschoren lassen!«

»Ich lasse mich von meinem eigenen Kinde nicht betrunken schelten!«

»Rose hat die Wahrheit gesprochen.«

»Und wär' es hundert Mal wahr, ich dulde es nicht!« schrie der Bauer erbittert.

»Hat sie es gesagt?«

»Sie that's, that es, bis ich sie faßte und aus dem Hause warf!«

»Versprich mir, daß Du Rose wieder aufnehmen und sie nicht wieder schlagen willst, und laß das sinnlose Trinken sein!«

Der Schmiedebauer schüttelte sein wirres Haar, dann sagte er halb lächelnd:

»Daß ich ein Narr wäre! Meinen Versprechungen hab' ich all das Elend zu verdanken, das mich niederdrückt. Und Du verstehst es, Vortheile aus anderer Leute Reden zu ziehen.«

»Denke an meine Worte, Jürgen,« sagte der Richter, »sie sind ehrlich gemeint!«

»Ich will Herr sein in meinem Hause!«

»Es ist nicht Dein, Du weißt es! Wenn ich sage: steh' auf und geh', so mußt Du hinaus!«

»Nach dem Recht, nicht wahr, Conrad?«

»Nach dem geschriebenen und gedruckten Recht!«

Michel Jürgen lachte.

»Gut,« versetzte er, »nun weiß ich, wozu das Trinken hilft. Guten Abend, Herr Richter! Kommt bald wieder, wenn's Euch paßt! Dem Mäd'el aber, Eurer Pathe, dem gebt für diese Nacht Quartier bei Euch! Es könnte mir in den Fingerspitzen jucken, wenn sie mir, heute noch einmal unter die Augen träte, und das wäre nicht gut für uns Beide.«

»Ich spreche morgen weiter mit Dir, dann begreifst Du mich vielleicht besser!«

Er kehrte dem Bauer den Rücken und schritt nach der Thür. Michel Jürgen sah ihm wüthend nach, und als die Schritte des Fortgehenden auf der Haustur verhallten, streckte er nochmals die geballte Faust nach ihm aus und rief:

»Warte, warte, Du Satan, ich mache mich schon noch bezahlt für Deine schuftigen Liebes- und Freundschaftsdienste!«

Dann ließ er den schweren, schwindelnden Kopf auf die untergelegten Arme sinken und ward alsbald von festem, nur nicht von erquickendem Schläfe befallen.

II.

Conrad Bühl hatte die letzten Worte des Erzürnten gehört, beunruhigen jedoch konnten sie ihn nicht. Der Richter glaubte den Mann, der sie sprach, hinlänglich zu kennen, um sie so ganz und gar unbeachtet lassen zu dürfen. Der ehemals wohlhabende Bauer flößte ihm schon seit Jahren Widerwillen ein. Früher, als er noch nicht trank, hatte er ihn wohl bemitleidet, seit aber Jürgen diesem Laster sich hingab, mochte er nichts mehr von ihm wissen. Er gab ihn auf und er würde wahrscheinlich leichter aufgeathmet haben, hätte man ihn eines Tages mit der Nachricht überrascht, der Schmiedebauer sei des Nachts im oder außer dem Hause zu Tode gekommen. Verdrießlich besonders war es für Bühl, daß er in seiner Eigenschaft als Richter dem unglücklichen Nachbar nicht immer durch die Finger sehen konnte. Im Rausche fing Jürgen gern Streit an, und da er leicht heftig ward und stets Recht behalten wollte, so gab es unangenehme Auftritte, die sogar einige Male zwischen den Streitenden zu Thätlichkeiten geführt hatten.

Schlimmer noch gestaltete sich das Leben im Hause des Schmiedebauers. Hier vertrug Jürgen vollends keinen Widerspruch. Sein Wille nur sollte maßgebend sein, ein Befehl von ihm von Jedermann beachtet werden. Weil dies aber ein unmöglich durchzuführendes Verlangen war, erzürnte sich der erhitzte und seines Verstandes nicht immer ganz mächtige Bauer mit seinen Untergebenen, so daß diese aus dem Dienste gingen, und die Wirthschaft auf Jürgens Hofe bald allerwärts in Verruf kam. Niemand wollte bei dem zänkischen Trunkenbolde dienen, Unordnungen aller Art stellten sich ein, und anstatt seine Verhältnisse zu verbessern, kam er zurück. Darüber grämte sich Jürgen's Frau, der nie besonders fest gewesene häusliche Friede hatte ein Ende, und es bedurfte eben keiner großen Prophetengabe, um der ganzen Familie des Schmiedebauers ein trauriges Ende vorher zu sagen.

Conrad Bühl sah diesem Verfall des Nachbars mit einiger Unruhe zu, da er sich selbst nicht von aller Schuld an diesen betrübenden Zuständen freisprechen konnte. In der Jugend waren beide Männer Freunde und Genossen gewesen, erst die Verheirathung Bühl's trennte sie für immer. Die jetzige Frau des Richters hatte Michel Jürgen schon für seine Braut gehalten, als Conrad sie ihm ganz in der Stille abspenstig machte. Es war nicht Liebe, was Johanna zu Bühl zog, sondern einzig und allein die gewisse Aussicht, daß dieser mit der Erwerbung des seinem Onkel gehörigen Gutes zum Richter des Ortes ernannt werden würde. Bühl war ein klarer Verstand und

eignete sich sehr gut für ein solches Amt, Eins aber fehlte ihm gänzlich, was der Richter, will er gerecht sein, gerade gar nicht entbehren kann – Herz. Gegen den Buchstaben des Gesetzes verstieß Conrad Bühl sicher nie; wen er in Strafe nahm, der hatte sie gewiß dem geschriebenen Buchstaben nach verdient, und dennoch beging er häufig Unrecht, da er nie auf die Motive einer an sich tadelnswerthens und straffälligen Handlung Rücksicht nahm.

Michel Jürgen konnte es Wochen lang nicht fassen, daß Johanna, die sich ihm doch verlobt hatte, nun dem Freunde angehören wolle. Er sprach es offen aus, daß Conrad ihn betrogen habe und daß es schlecht von ihm sei, ihm die Braut abspenstig zu machen. Michel Jürgen liebte diese Johanna aufrichtig und leidenschaftlich, und er fühlte sich grenzenlos unglücklich, als sie ihm verloren ging. Er wollte sich aber nicht schwach zeigen. Darum suchte er sich ein anderes Mädchen aus und ehelichte dies noch eher als Bühl der treulosen Johanna die Hand reichte.

Leider war die so rasch geschlossene Ehe des heftigen, leidenschaftlichen Bauers nicht glücklich. Beide Gatten verstanden einander nicht und gaben einander nicht nach, weil die wirkliche Zuneigung fehlte. Es war eine Convenienzheirath, die sie geschlossen hatten; und solche Heirathen taugen unter Landleuten noch weit weniger als bei den Vornehmen, die wenigstens durch äußere Glätte der Umgangsformen und durch die Stichworte der Salonbildung die bösen Wetter zu beherrschen verstehen,

die im verschlossenen Herzen sich bilden und oft genug unbemerkt Schaden stiften.

Es hätte nun freilich Michel Jürgen Genugthuung gewähren können, daß auch Conrad Bühl's Ehe keine glückliche war. Diese Entdeckung machte aber gerade den entgegengesetzten Eindruck auf sein tief fühlendes Herz. Ihn schmerzte es, daß Johanna an Bühl's Seite unglücklich geworden war. Wie gern hätte er sich jetzt noch von seiner kalten Frau scheiden lassen und die erste Geliebte, die er nie aufgegeben, in sein Haus genommen! Ob Johanna ähnliche Gefühle und Gedanken hegte, konnte Jürgen nicht ermitteln. Sie schwieg vorsichtig gegen Jedermann und gab Bühl keinen Anlaß zu der geringsten Unzufriedenheit.

Aus der übereilt geschlossenen Ehe des Schmiedebauers erblühte diesem ein einziges Kind, Rose. Johanna gebar Conrad ein Zwillingsspaar, einen Sohn und eine Tochter, die Beide am Leben blieben. Diese Zwillinge waren ein Jahr älter als Rose.

Anfangs lebten die beiden früheren Genossen neben einander fort, ohne daß Reibungen zwischen ihnen vorfielen. Auch die Kinder kamen in nachbarlicher Weise mit einander zusammen zu Spiel und Scherz. Als aber das häusliche Unglück Jürgen aus seiner Behausung trieb und die Wirthschaft den Krebsgang ging, trat alsbald eine Spannung zwischen den Nachbarn ein.

Bühl als Richter war gezwungen, dem Schmiedebauer Verwarnungen und Beweise zugehen zu lassen, und da er es nicht für gut hielt, wenn die gegenseitigen Kinder

oft mit einander verkehrten, so suchte er diesen Verkehr möglichst zu beschränken. Gerade dies aber reizte Jürgen, um so mehr, als Rose die Pathe des Richters war. Es fielen harte, beleidigende Worte zwischen den Männern, und es kam nur deshalb zu keiner offenen Feindschaft, weil Bühl sich des Bedrängten, durch seinen Lebenswandel Zurückgekommenen in einer Weise annahm, welche dem gänzlichen Ruine des Schmiedebauers vorbeugte.

Für diesen Dienst beanspruchte Bühl den Dank des früheren Genossen, allein dieser lohnte ihm mit der entschiedensten Verachtung. Er sah ein, daß die Hilfe des Richters eine höchst eigennützig gewesene sei, die ihn unter Umständen von Haus und Hof vertreiben könne. Das konnte er dem stolzen Manne nicht vergeben. Er rächte sich durch allerhand anzügliche Reden, untergrub, so weit ihm Gelegenheit dazu geboten war, den guten Ruf seines Feindes, und verfiel, um sich die Grillen zu verjagen, dem unseligen Laster des Trunkes.

Diese traurige Gewohnheit verschlimmerte sich nach dem Tode seiner Frau, die weniger Gram als Galle früh unter die Erde gebracht hatte. Von da an vertrug sich Michel Jürgen auch nicht mehr mit seiner Tochter; es gab täglich Streit zwischen dem Vater und Rose, der dann schließlich in verletzende Mißhandlungen ausartete. So standen die Sachen bei dem eben mitgetheilten Vorfalle. Rose, die sich nach und nach von ihrem Schrecken erholte, wartete die Rückkunft ihres Pathen in dessen Stube ab. Johanna forschte das Mädchen über den ärgerlichen Vorfall aus, um die eigentliche Veranlassung des Streites

zu erfahren, Rose blieb aber sehr einsylbig und ließ sich jedes Wort abfragen.

»Du verheimlichst mir etwas,« sprach Johanna, das Mädchen schärfer ansehend. »Dein Vater ist mit Deinem Benehmen nicht zufrieden, und Du hast ihn durch Widerspenstigkeit erzürnt.«

»Soll ich mich ruhig schlagen lassen?« versetzte Rose.

»Kinder müssen nachgiebig sein.«

Rose fing an zu weinen.

»Der Vater haßt mich,« sagte sie fröstelnd.

»Rose,« versündige Dich nicht!« erwiderte Johanna. »Dein Vater ist ein sehr unglücklicher Mann, und er mag gegen mehr als Einen Groll hegen, sein einziges Kind, aber haßt er nicht. Dazu besitzt er ein zu weiches Herz.

Rose schwieg. Sie hörte die Stimme ihres Pathen und wollte nicht, daß dieser Zeuge ihrer Unterhaltung mit seiner Frau werde. Der finstere Blick des Richters ließ sie errathen, daß dessen Unterredung mit ihrem Vater nicht eben sehr angenehm gewesen sein möge.

Bühl warf seinen Stock ärgerlich in den Winkel und setzte sich der Pathe gegenüber an den Tisch.

»Du bleibst die Nacht hier,« sprach er barsch, »sonst könnten wir morgen einen Criminalfall in der Chronik zu verzeichnen haben. Michel ist rein toll. Gott verzeih' mir's, aber ich wünschte wahrhaftig, unser Herrgott hätte ein Einsehen und nähm' ihn zu sich! – Sieh' mich dieses unchristlich klingenden Wunsches wegen nicht so scheu an, Rose! Ich mein' es gut, absonderlich mit Dir. So lange der da drüben lebt, wie er lebt, kriegst Du keinen Mann.

Wer möchte auch einen solchen Ausbund von Untugenden zum Schwiegervater haben!«

Ueber die Wangen des Mädchens lief eine dunkle Röthe, während sie verstohlene Blicke nach ihrem Pathen warf. Dieser fuhr fort:

»Morgen will ich Deinen Vater noch einmal in's Gebet nehmen. Vielleicht gelingt es mir, wenn er nüchtern und matt vor mir steht, und selber fühlt, wie er sich durch sein Leben ruinirt, ihn auf bessere Gedanken zu bringen. Ich gehe wenigstens nicht wieder von ihm, bis er mir hoch und heilig gelobt hat, keine Hand mehr gegen Dich zu erheben.«

Auch zu diesen Aeüßerungen schwieg das junge Mädchen. Bühl war dies ganz recht, denn er hätte sich der unangenehmen Ausgabe, die sein Amt ihm auslegte, gern entzogen. Eine weitere Darlegung dessen, was er zu thun gedachte, konnte unterbleiben jedenfalls war er nicht gehalten, der Tochter gleichsam Rechenschaft darüber abzulegen.

Bühl's Tochter, Elise, die bisher in dem großen Hauswesen beschäftigt gewesen war, trat jetzt in das Zimmer. Sie wußte um das Geschehene, dennoch stellte sie sich verwundert, Rose, bei den Aeltern zu finden. Diese Verwunderung gab sie durch einige Worte zu erkennen. Bühl herrschte sie heftig an:

»Du thust, was ich befehle!« sprach er. »Rose ist mein Gast, und wenn Dir das nicht gefällt, so kann sie von Deinem Teller essen. Wo bleibt Jacob?«

»Er ist schon vor Dunkelwerden ausgegangen,« sagte die Mutter.

»Ohne mich zu fragen? Soll er ins künftige bleiben lassen! Wohin?«

»Zum Schleifer.«

»Was will er da?«

»Die beiden neuen Aexte wollte er schärfen lassen, die Du vom letzten Markte mitgebracht hast.«

»War ganz unnöthig – hätt' sie selber scharf gemacht. Der Schleifer ist liederlich, wie – na Du verstehst mich! Auch könnte er schon längst wieder da sein, wenn er nicht Gesellschaft gefunden hätte.«

»Jacob wird uns keine Schande machen,« sagte Johanna begütigend.

»Wollt' es ihm auch nicht rathen!« versetzte Bühl drohend. »Wenn mir ein Kind aus der Art schlägt, so weis' ich's hinaus, und nicht *ich* werde es wieder auffordern, hereinzukommen und sich an meinen Tisch zu setzen. Will das dem Jungen doch heute noch zu Gemüthe führen, damit er es sich hinter die Ohren schreibt vor Schlafengehen und von morgen an sich darnach richtet!«

Elise trug mürrisch das Abendessen auf, und als wolle sie zeigen, daß ein bloßer Wunsch ihres Vaters ihr schon Befehl sei, nahm sie ihren gewohnten Platz am Tische wirklich nicht ein, sondern überließ denselben der geflüchteten Rose. Johanna seufzte über diesen Trotz der Tochter, Bühl, dagegen lachte und warf den Kopf nur noch trotziger in den Nacken.

III.

Michel Jürgen fuhr, aus wüsten Träumen aufschreckend, mit lautem Gestöhn von seinem Schemel empor. Das vor ihm stehende Licht war tief in den Leuchter hineingebrannt und dunstete. Er mußte sich besinnen, ehe er vollkommen zu sich kam. Dann dehnte er sich, daß die Glieder knackten, stieß abermals stöhnende Laute aus und ließ sich wieder auf den Schemel sinken. Die Wanduhr schlug die zehnte Stunde. Draußen auf dem holprigen Pflaster hörte Jürgen vorsichtige Schritte. Sie kamen näher und nun klopfte es ans Fenster. Gleichzeitig rief Jemand seinen Namen.

Der Schmiedebauer ergriff das Licht, streifte den langen Docht ab und näherte sich dem Fenster. Ein gebräuntes, jugendliches Gesicht lag dicht an die Scheiben gedrückt. Es ähnelte dem des Richters, nur daß es jünger war und keine so harten Züge hatte.

»Jacob!« sprach Jürgen, überrascht vom Fenster zurücktretend, als habe er einen Geist gesehen.

Der Sohn des Richters aber wiederholte sein Klopfen und fragte, ob er eintreten dürfe.

Michel Jürgen gab keine Antwort. Er hielt das Licht hoch, als wolle er sich überzeugen, daß Niemand außer ihm zugegen sei, ging dann aus der Stube und öffnete die übrigens nicht verschlossene Thür. Vor derselben fand er bereits Jacob Bühl; zwei blank geschliffene scharfe Aexte in der nervigen Hand.

»Was willst Du?« fragte der erschöpfte, noch immer von dem übermäßig genossenen Getränk schwindelnde Bauer.

»Euch Gesellschaft leisten,« erwiderte Jacob. »Wie ich erfahren habe, seid Ihr ja allein und da es meinem Vater beliebt hat, mich auszuschließen, weil ich ohne zu fragen einen Gang zum Schleifer machte, so muß ich doch anderswo nächtigen.«

»Dein Vater in ein böser Mann,« brummte Jürgen, dem voranschreitenden Jünglinge ins Wohnzimmer folgend.

»Böse? O nein, aber hart, hart wie altes Eichenholz oder wie gehärteter Stahl,« erwiderte Jacob, die Aexte auf die Bank an der Wand legend und sich daneben setzend. »Mich hungert, habt Ihr nichts zu essen? Ich will Euch zum Dank auch 'was Neues erzählen.«

Der Schmiedebauer holte Brod und Butter nebst geräuchertem Schinken und setzte Alles dem späten Gaste vor.

»Zu trinken hab' ich nichts als Wasser und Milch,« sprach er mürrisch. »Laß es dir schmecken!«

Jacob langte tüchtig zu. Er aß eine Zeit lang, ohne zu sprechen, dann richtete er an den stier vor sich hinsehenden Bauer die Frage:

»Habt Ihr Rose wirklich geschlagen, Vater Jürgen?«

»Gestoßen hat sich das Mädcl, als ich sie aus der Thür warf.«

»Sie hat Euch beim Vater verklagt, nicht wahr?«

Jürgen drohte mit der Faust nach der Gegend, wo Bühls Besitzthum jenseit des Baches lag. »Er hüte sich – Dein Vater!«

»Ihr müßt deßhalb nicht böse sein, Vater Jürgen,« fuhr der junge Mann fort. »So schlimm meint es der Vater nicht, wenn er auch wie ein Bär brummt. Ich, seht Ihr, ich mach' mir gar nichts aus seinem Gelärm. Er hat mir vom Kammerfenster herunter die Leviten gelesen, daß mir die Ohren klangen, und trotzdem lache ich und mein Appetit kann nicht besser sein. In seinem Zorn hat er mich zu Euch verwiesen und weil ich gehorsam sein wollte, sitze ich hier. Da soll er mich morgen selber abholen.«

»Morgen!« sagte Jürgen. »Das gibt kein gutes Wiedersehen!«

»Laßt das meine Sorge sein, Jürgen,« fuhr Jacob fort, »aber Ihr müßt mir beistehen.«

»Ich? Mein Wort gilt nichts mehr.«

»Ihr habt eine hübsche Tochter.«

»Wollt', sie wäre im ersten Bade erstickt!«

»Dann lägt Ihr selber längst schon sechs Fuß unter der Erde.«

»Das beste Himmelbett für einen Unglücklichen.«

»Jürgen, ich will Euch helfen,« sagte Jacob zuversichtlich.

»Meinst es gut, hast nur keine Macht, Jacob! Dein Vater will, daß ich zu Grunde gehen soll.«

»Wenn ich Rose heirathe, denkt er nicht mehr daran.«

Der Schmiedebauer stand auf und sah dem Sohn des Richters sehr ernst ins Auge. »Weißt du denn, ob ich meine Einwilligung dazu gäbe?« sprach er mißmuthig.

»Ich bin Rose von Herzen gut und Rose mag mich leiden,« erwiderte Jacob. »Ich erbe eines Tages das Gericht und bin ich erst volljährig, so muß es mir der Vater abtreten, auch wenn er keine Lust dazu hätte. Das steht in seinem Kaufbriefe.«

»Und wenn ich Ja sagte, Conrad, Dein Vater würde Nein schreien, daß man's drüben über den Bergen hörte.«

»Ich werd' es verhindern, versprecht Ihr nur, daß Rose mein Weib werden soll!«

Michel Jürgen war unschlüssig. Der Schwiegersohn wäre ihm wohl recht gewesen, aber er fürchtete nicht ohne Grund den Stolz des Richters der sich, einem solchen Plane aller Wahrscheinlichkeit nach energisch widersetzen würde, und obwohl langes Denken schon längst nicht mehr seine starke Seite war, erschrak er doch fast über den kühnen Gedanken des jungen, noch nicht neunzehnjährigen Burschen.

»Dein Vater kann dich auch enterben,« sagte er kleinmüthig.

»Wenn das Abkommen im Kaufbriefe nicht getroffen wäre, thäte er's wohl, so aber kann er nicht. Er hat sich selbst damit die Hemde gebunden. Weil ich dies nun weiß und Eure Tochter liebe, will ich den Vortheil benutzen und hier in diesem Hause wieder Frieden stiften. Rose wird mich nicht abweisen.«

Der Schmiedebauer ward nachdenklich. Es wollte ihm doch scheinen, als könne dieser Vorschlag ein Mittel werden, sich selbst wieder aufzuraffen. Ward Bühl genöthigt, seinem Sohne »die Einwilligung zur Verheirathung mit Rose zu geben, so fielen die Verpflichtungen; as welche see gegen den strengen Richter zu erfüllen hatte, in sich selbst zusammen. Es kam in diesem Falle wenig daraus an, ob der Hof, der ihm zur Zeit nur noch dem Namen nach gehörte, später wirklich ganz und gar in den Besitz Bühls überging. Der Schwiegersohn vertrieb ihn – das wußte Jürgen – nicht aus diesen Räumen Würden aber die Quellen des Unglücks verstopft; dem sein wüstes Leben entsprang, so durfte er sich auch Hoffnung machen, im Hinblick auf das Glück seiner Kinder selbst wieder Kraft über sich zu gewinnen.

»Meinst Du's ehrlich mit meinem Kinde,« sagte Jürgen nach einer Weile, »so will ich Dir nichts in den Weg legen.«

»Topp!« rief Jacob.

Der Bauer schlug kräftig ein. »Ihr erlaubt, daß ich thue, was ich für nöthig erachte, wenn mein Vater nicht gar zu große Angesichte machen soll? Fort mit dem zerbrechlichen Zeuge da! Ich darf doch?«

Er wartete die Antwort des überraschten Jürgen nicht ab, sondern raffte die leere Flasche und das daneben stehende Glas vom Tische, öffnete das Fenster und schleuderte beide auf's Pflaster, wo sie klirrend zerbrachen.

»Gute Nacht, Vater Jürgen,« sagte Jacob darauf, ihm die Hand reichend. »Jetzt ist ein Anfang gemacht, es

kommt nun Alles auf den Fortgang an. Ich gehe nach dem Pferdestalle und will mir über Nacht überlegen, wie ich dem Vater meine Absicht am besten beibringen kann.«

IV.

Die unerwartete Eröffnung des jungen Bühl machte einen tiefen Eindruck auf den Schmiedebauer. Es war ein Fingerzeig des Himmels, dem er folgen mußte. Noch während der Nacht faßte Jürgen die besten Vorsätze und was lange nicht mehr vorgekommen war, schon bei Sonnenaufgang verließ er den stark vernachlässigten Hof und ging auf's Feld, um sich doch hier auch wieder einmal umzusehen.

Jacob blieb ruhig auf dem Hofe. Er that, was einem verständigen Knechte zu thun obgelegen hätte und machte dann einen Rundgang durch die Gebäude, so weit sie offen standen. Es war kein erfreulicher Anblick, der sich da dem jungen Manne darbot. Die etwa noch vorhandenen Vorräthe lagen wüst und wirr durcheinander, unentbehrliche Geräthschaften befanden sich in dem schlechtesten Zustande. Ueberall sah man, daß weder Ordnung auf dem Hofe waltete, noch der Wille, solche herzustellen vorhanden war. Nur im Kuhstalle sah es etwas besser aus. Hier – das war leicht zu erkennen – schaltete die fleißige Hand Rose's, die sich den Mißhandlungen ihres Vaters gestern in so auffallender Weise entzogen hatte. Obwohl nun Jacob nicht ganz mit dem Verfahren seines Vaters gegenüber Jürgen einverstanden war, wußte er es doch billigen, daß er die Geflüchtete

ruhig bei sich behielt, ohne zuvor über das Vorgefallene Lärm zu schlagen. Jetzt war vielleicht außer seinen eigenen Aeltern Niemand unterrichtet, und schwiegen diese, so gab es weiter keine böse Nachrede im Orte. Diese zu verhindern, so weit er die Macht dazu habe, war Jacobs fester Entschluß. Und um diesen Entschluß durchzuführen, nahm er sich vor, die Ankunft des eigenen Vaters auf Jürgens Hofe zu erwarten.

Der Richter hielt Wort. Jacob sah ihn über den schwankenden Steg schreiten, als er die Leiter herabstieg, die zum Heuboden über der bedachten Einfahrt zum Hofe führte. Das Aussehen des Vaters war sehr streng und verhiß ihm selbst keine freundliche Begrüßung. Dennoch ging Jacob ihm entschlossen entgegen, fest gewillt, sein Ziel zu verfolgen und sich durch nichts davon zurückschrecken zu lassen. Es wunderte ihn nur, daß sein Vater allein kam, denn er hatte vermuthet, Rose würde ihn begleiten und ihr Pathe diese Gelegenheit benutzen, dem Schmiedebauer eine sanftere Behandlung der einzigen Tochter, die sich ja in keiner Hinsicht etwas zu Schulden kommen ließ, eindringlich zu empfehlen.

Da Michel Jürgen nicht anwesend war, mußte Jacob dem strengen Vater zuerst in die Augen fallen. Wirklich bemerkte ihn dieser auch schon von Weitem und beschleunigte seine Schritte.

»Also doch wieder im Zeuge,« redete Conrad Bühl seinen Sohn an. Mir war bange, ich möchte Dich in brüderlicher Umarmung finden mit dem Saufaus, zu dem Du eine so verwunderliche Neigung hast. Schläft er noch?«

»Wenn Du Jürgens schlafend finden wolltest, hättest Du früher aufstehen müssen,« lautete die unehrerbietige Antwort des Sohnes.

»Oho!« sagte Bühl. »Ist er über Nacht ein reputirlicher Mann geworden?«

»Kann angehen. Getrunken wenigstens hat er nicht und seine Thür schloß er mir, als ich anklopfte, auch nicht vor der Nase zu.«

»Ich will ihn sprechen. Wo ist er?«

»Irgendwo draußen auf seinen Feldern wirst Du ihn finden.«

»Auf *seinen* Feldern!« lachte der Richter. »Möchte das Stück Land sehen, das er mit Recht sein nennen könnte!«

Er schob die Krimmermütze, die er trug, mehr in die Stirn und fragte dann barsch den Sohn, weshalb er sich so lange hier müßig herumtriebe?

»Müßig war ich nicht,« erwiderte Jacob, denn ich hab' gethan, was in einer Wirthschaft am frühen Morgen zuerst besorgt werden muß. Ich erbamte mich des lieben Viehes. Jetzt wäre Rose auch zu gebrauchen, den das Melken verstehe ich nicht und würde mich auch nicht damit befassen, selbst wenn ich's aus dem Grunde verstünde.«

»Eine Schürze bänd' ich Dir vor, wen Du Dich unterfingst, in Weiberarbeit zu pfuschen!« versetzte Bühl verächtlich. »Und nun marsch nach Hause! Schicke die Rose herüber! Da seh' ich Jürgen kommen.«

Jacob wollte den Vater nicht reizen. Er ging deßhalb fort, ohne ein Wort der Erwiderung. Zu einer Erklärung,

wie er sie auf dem Herzen hatte, war diese Stunde – das fühlte der junge Mann mit richtigem Tacte heraus – nicht geeignet.

Noch weniger freundlich als mit dem Sohne gestaltete sich die Unterredung des Richters mit dem Schmiedebauer. Der frühe Gang auf's Feld hatte Jürgen gekräftigt, die Mittheilungen Jacobs ließen ihn in eine heitere Zukunft blicken. Er hielt sich für eben so gut als Bühl, der hoch aufgerichtet im Hofe stand und dem heranschreitenden Bauer keinen Schritt entgegenging.

Jürgen blieb endlich stehend und maß den Richter mit unfreundlichen Blicken.

»Immer heran!« rief jetzt dieser befehlshaberisch. »Du sollst jetzund meinen Willen erfahren.«

»Spare die Worte,« erwiderte Jürgen. »Aus Deinem Willen mach' ich mir just so viel, als aus dem Sumsen einer Bremse. Ich brauche Deinen Rath nicht – geh'!«

»So höre meinen Befehl!«

»Was hast Du mir zu befehlen?«

»Daß Du ein ordentlicher Mann wirst und ein vernünftiger Vater gegen Dein Kind!«

Jürgen ward hitzig. »Richter Bühl,« versetzte er, um den Respect, welchen Conrad in seiner Stellung von ihm fordern konnte, nicht zu verletzen, »Richter Bühl, wenn ich im Fahrwege läge und nicht wüßte, ob der Himmel über oder unter mir wäre, da könntest Du mir befehlen, denn Du wärst meine Obrigkeit; hier auf meinem Hofe aber, wo ich Herr bin und Du der Fremde, und wo ich meine Gedanken vollkommen beisammen habe, da hat

Deine Macht ein Ende. Also sei ruhig, Conrad, oder ich könnte thun, was mich und Dich gereuen würde.«

Bühl wich nicht vom Platze.

»Ich werde Deiner Worte eingedenk sein, Michel Jürgen,« versetzte er ruhig, »und so wahr ich Richter bin, Dich nicht schonen, wenn Du straffällig wirst!«

Der Schmiedebauer ging achtlos an Bühl vorüber. Er hätte ihm am liebsten einen Schlag versetzt oder doch beleidigende Worte zugeworfen, aber er gedachte Jacobs Vorschlag und wollte die Feindschaft, die zwischen ihm und dem stolzen Richter bestand, nicht noch größer werden lassen. Unter der Hausthür kehrte er sich um.

»Schick' mir die Rose, ich bedarf ihrer,« sprach er mit leidlicher Ruhe. »Sie braucht keine Furcht vor mir zu haben.«

Er wartete die Antwort Bühls nicht ab und dieser konnte, ohne den ehemaligen Freund absichtlich zu reizen, keinen vernünftigen Vorwand zur Fortsetzung eines Gespräches finden, das Jürgen gern vermeiden wollte. So sah er sich denn genöthigt, ebenfalls den Rückzug anzutreten.

Beim Einbiegen nach seiner stattlichen Besitzung kam ihm ein widerlicher Mensch entgegen. Er trug einen Sack über der Schulter, einen großen Knotenstock in der rechten Hand und seine Kleidung, wie sein ganzes Wesen ließen den privilegierten Bettler nicht verkennen. Kriechend demüthig zog er vor dem mächtigen Manne, dessen Arm er fürchtete, die schäbige Mütze, begrüßte ihn und bat um eine Gabe.

»Du hast Dir Dein Frühstück schon abgeholt, Veit,« antwortete Bühl dem Bettler, »Dein Sack ist gefüllt; Dir jetzt mehr geben, wäre Sünde.«

»Von Eurem Ueberflusse, Herr Richter? Was ich heute nicht brauche, kann mir morgen zu passe kommen. Ich bin schwach und krank.«

»Du lügst, Veit!« erwiderte Bühl. Du bist stark, aber faul, und Du treibst es eben wie alle Taugenichtse. Du kennst mich und weißt, daß ich mit Deinesgleichen nicht spaße. Denke an meinen Hund!«

Der Bettler bückte sich, verzog aber sein Gesicht zu einem häßlichen Grinsen, indem er mit dem Stocke auf seine linke Wade zeigend, erwiderte: »Der Spaß, Herr Richter, hat Euch damals viel Schmerzensgeld gekostet!«

»Mit Vergnügen bezahlte ich das Doppelte, wenn ich Dich für immer damit aus meinem Hofe verscheuchen könnte!« rief Bühl aufgebracht, versetzte dem Bettler mit der Hand einen Stoß, daß dieser beinahe mit dem Gesicht auf die Erde gefallen wäre, und schritt an ihm vorüber.

Veit hielt sich mit Hülfe seines Stockes aufrecht, ehe er aber den Hof verließ, rief er dem Richter lachend nach:

»Danke schönstens für die gnädige Zurechtweisung und werde so großer Liebe stets eingedenk bleiben!«

Dann hastete er weiter, sprach erst in der Schmiede ein und dann bei Jürgen, und an beiden Orten erhielt er Brod und eine Kupfermünze, wofür er den Gebern tausend Segen wünschte.

V.

Nach einigen Tagen wollte Bühl die Schlitten in Stand setzen, denn das Wetter neigte sich zum Frost und der stets bedeckte Himmel verhiieß reichlichen Schneefall. Als tüchtiger Landmann bedurfte er dazu keines Stellmachers. Er besaß Hobel- und Schnitzebänke, alle nöthigen Geräthschaften und Werkzeuge, und an geeignetem Holze, um Schlittenkufen daraus zu formen, fehlte es ebenfalls nicht. Mit Jacob stand sich der Vater ganz gut, dennoch hatte der Sohn, er wußte selbst nicht wie es kam, mit seinem Anliegen noch nicht hervortreten können. Lange zaudern durfte er aber nicht mehr; denn Jürgen schien des Wartens schon überdrüssig zu sein und war ihm bereits zwei Mal wieder in einem Zustande begegnet, der ihn höchlichst bestürzt und um den unglücklichen Mann ernstlich besorgt machte.

»Morgen mit dem Frühesten wollen wir zusammen an die Arbeit gehen,« sprach Bühl zu Jacob, als er Abends seine gewohnten Gemeindearbeiten vornahm, wobei der gewandte Sohn ihm half. »Die geschärften neuen Aexte werden wacker schaffen helfen.«

»Sapperlot die Aexte!« rief Jacob.

Bühl sah den Sohn scharf an.

»Sind sie gestohlen?« fragte er ruhig.

»Vergessen hab' ich sie ganz und gar,« erwiderte Jacob. »Sie liegen ja drüben beim Schmiedebauer.«

»Dann hole sie, wenn wir mit unserer Arbeit fertig sein werden.«

Nichts konnte Jacob angenehmer sein. Er wußte nie, wie er es anfangen sollte, um Rose zu sehen, denn ein offenes Besuchen des trunkfällig gewordenen Nachbars duldete der Vater nicht. Der erhaltene Auftrag aber ließ sich ja trefflich zu einer Besprechung mit dem jungen Mädchen, dessen Neigung sich Jacob versichert halten durfte, benutzen. Er war daher sehr fleißig, die Arbeit förderte, und ohne das Abendessen abzuwarten, machte er sich nach deren Beendigung unverweilt auf den Weg.

Jürgen war, wie gewöhnlich, ausgegangen. Die Tochter des Hauses empfing den Sohn des Richters sehr freundlich, und es kam zwischen beiden jungen Leuten zu einer offenen Erklärung. Nachdem Rose dem glücklichen Jacob versprochen hatte, ihm treu zu bleiben und die Zeit ruhig abzuwarten, in welcher ihre Wünsche erfüllt werden würden, beschwor sie den Geliebten, ja recht vorsichtig zu sein.

»Deine Mutter, nicht minder Deine Schwester sind mir nicht wohl gesinnt,« sprach sie. »Ich habe das deutlich an jenem Abende erfahren, wo ich mich vor dem erzürnten Vater zu Euch rettete. Hätte ich damals gewußt, daß ich Dich nicht Hause zu treffen würde, so wäre ich wahrscheinlich gar nicht hinübergelaufen.«

»Sie können Dir nichts Uebles nachsagen,« erwiderte Jacob, »auch wollen wir uns Beide um Mutter und Schwester gar nicht kümmern, wenn es uns nur gelingt, den Vater für uns zu gewinnen.«

»Ach, ich fürchte,« fiel Rose seufzend ein, »es gibt noch recht viel Kummer und Noth, ehe wir so weit kommen. Dein Vater ist so hochmüthig!«

»Er gibt nach, wenn er sieht, daß wir fest sind und uns nicht trennen lassen,« sagte Jacob. »Und überdem habe ich einige Macht über den Vater, wenn ich mich nur sonst seinem Willen füge. Nun aber gute Nacht, Liebchen! Ich will keinen Verdacht erregen. Gib mir nur die Aexete.«

»Ja, die Aexete! Wo hast Du sie hingelegt?«

»Hier auf die Bank. Vermuthlich trug sie Dein Vater in den Holzschuppen.«

Rose verfügte sich, eine Laterne in der Hand, sogleich in Jacobs Begleitung nach dem Schuppen, Beide jedoch konnten die Aexete nicht finden. Man suchte sie hierauf in der Küche, auf der Vorbühne des oberen Stockes, endlich auf dem Boden, ohne ein besseres Resultat zu erzielen.

»Der Vater muß sie geradezu versteckt haben,« sagte endlich Rose, jedes fernere Nachforschen aufgebend.

»Sobald er nach Hause kommt, frage ich ihn darnach.«

»Ich bitte Dich, vergiß es ja nicht!« versetzte Jacob.

»Der Vater gibt ein Vorhaben nicht gern auf, und wenn morgen früh die Aexete nicht da sind, mag ich nicht viel mit ihm zu schaffen haben. Dein Vater könnte sie heute noch herüber bringen. In dem Verschlage, links von der Hofthür, den ich offen lassen will, kann er sie hinstellen.«

»Du wirst sie morgen dort finden, Jacob. Gute Nacht!«

Der junge Bühl kehrte nach Hauses zurück und berichtete dem Vater, daß Jürgen die Aexete selber noch, wenn auch vielleicht erst spät, bringen werde.

Der Richter runzelte nur die Stirn und zog die buschigen Augenbrauen finster zusammen. Das spöttische Zucken seines Mundes sagte dem Sohne, daß er sich im Stillen über das liederliche Herumschwärmen des unverbesserlichen Schmiedebauers moquire.

Zu rechter Zeit, d. h. noch vor neun Uhr begab sich Conrad Bühl zur Ruhe. Seine kräftige Natur focht so leicht Nichts an, und er erfreute sich in der Regel eines gesunden festen Schlafes. In dieser Nacht aber erwachte er von dem lauten Gebell des Hundes, dessen Kette er klirren hörte. Er richtete sich auf und horchte, Schritte kamen näher, dann sprach eine Stimme unverständliche Worte. Der Hund knurrte eine Weile, und fing dann wieder stärker an zu bellen.

Der Richter ließ sich nicht weiter stören.

»Es ist Michel Jürgen, er hat die Aexte gebracht,« dachte er und legte sich wieder nieder. Auf einmal ging das Bellen des Hundes in ein sehr lautes, aber nur kurzes Geheul über, worauf es bald völlig still ward.

»Elender Mensch!« murmelte der Richter. »Selber das arme Vieh kann er nicht in Ruhe lassen, blos weil es mir zugehört, und weil es zu allen Stunden seine Pflicht thut.«

Die Thurmuhur schlug Mitternacht, der Wächter stieß mehrmals in's Horn und sang seinen Vers ab. Bühl schlief jetzt wieder ein und der Rest der Nacht verlief ohne weitere Störung.

Am nächsten Morgen öffnete der Richter eigenhändig die Thüren seines Hauses. Es war nicht eben hell, aber

es dämmerte doch, so daß sich die näheren Gegenstände genau erkennen ließen. Es wunderte Bühl, daß der Hund nicht sofort auf ihn zueilte und ihm die Hand leckte. Er rief ihn, aber das Thier rührte sich nicht,

»Ist ihm 'was zugestoßen?« sagte Bühl vor sich hin und ging an der Wand fort, die zu dem Lager des Hundes führte. Da lag er still und kalt. Die Hand eines Frevlers, eines Nichtswürdigen hatte das schuldlose Thier getödtet. Auch das Instrument, dessen sich der haßerfüllte Frevler bei seiner Schandthat bediente, lag neben dem todten Körper. Es war eine der neuen, dem Richter zugehörigen Aexte. Die andere stand im Schuppen neben der Thür.

»Vermaledeiter Bube!« rief Bühl entrüstet aus, die Axt mit der blutbefleckten Schneide an sich nehmend. »Das sollst Du mir theuer bezahlen!« Er eilte in's Haus, rief Frau, Kinder, Dienstboten, zeigte Allen die Axt und den offenbar mit derselben getödteten Hund. Die Meisten hatten ebenso wie der Richter das Bellen des Thieres, das Murmeln einer Männerstimme, zuletzt das kurze, ängstlich klingende Geheul gehört, und der Verdacht der Thäterschaft lenkte sich insgemein auf Michel Jürgen.

Conrad Bühl war anfangs ganz außer sich. Hätte er den Schuldigen sogleich bei der Hand gehabt, es würde ihm sicherlich übel ergangen sein. »Der heimtückische Teufel!« rief er einmal über das andere aus. »Läuft erst in die Schenke, um sich Courage zu saufen, und wenn andere ehrliche Leute schlafen und Gott ihre Seele empfehlen, schleicht die Canaille um Häuser und Scheunen,

und schlägt die unvernünftigen Wächter todt, auf deren Treue man sich besser verlassen kann, als auf das ver-rätherische Menschenpack!«

Jacob war über diesen Vorfall äußerst bestürzt. Es wollte ihm gar nicht einleuchten, daß Jürgen sich zu einer so thörichten Handlung selbst im Rausche habe fortreißen lassen. Das Erschlagen des Hofhundes hatte gar keinen Sinn. Nur ein Mensch, der mit anderen verbrecherischen Gedanken umging, konnte zu einem solchen Mittel greifen. Jürgen war aber kein ehrloser Mensch, er war nur unglücklich und durch das Unglück unordentlich geworden.

Der junge Mann stellte die genaueste Besichtigung an, um vielleicht eine Spur zu entdecken, welche den Verdacht von Jürgen ableiten könnte. Wie angelegen er es sich aber auch sein ließ, diese zu ermitteln, der Erfolg war kein günstiger.

»Ich will den Cujon schon mürbe machen,« sprach der entschlossene, heute weniger denn je zur Milde geneigte Richter. »Hat er sich mir doch selber in die Hände gegeben!«

Jacobs Zureden half nichts; Johanna und Elise schwiegen, weil sie das blitzende Auge des Vaters fürchteten. Die Schwester lächelte sogar verstohlen, und als der Bruder sie deshalb zur Rede setzte, erwiderte sie spöttisch: »Art läßt nicht von Art!«

Schon vor Sonnenaufgang nahm der Richter seinen Stock und machte sich mit zwei inzwischen herbeigerufenen Gerichtsdienern auf den Weg nach Michel Jürgens Hofe.

Rose gewährte zuerst den ungewohnten Besuch und vermuthete sogleich irgend ein Unglück, in das ihr Vater mit verwickelt sein könne. Sie eilte den Kommenden bis auf den Hof entgegen.

»Ist Michel Jürgen drinnen?« fragte Bühl mit strenger, kalter Richterstimme.

»Der Vater schläft noch,« versetzte zagend die Tochter.

»Konnt' mir's denken,« fuhr Bühl fort. »Ist wacker spät zu Bett gegangen, he?«

»Es war Mitternacht eben vorüber.«

»Ganz recht, eben vorüber!« wiederholte kopfnickend der Richter. »Und wann kam Dein Vater von seinem Nachspaziergange zurück?«

»Kurz vor zwölf,« lautete Rose's zagende Antwort.

»Brachte er die beiden Aexte selber zu mir?«

»Auf der Stelle. Er ist auch gar nicht lange ausgeblieben.«

»Gut, mein Kind, ich danke Dir. Jetzt sei 'mal so gut, und wecke den Siebenschläfer. Wir wollen uns derweil ein Bischen ausruhen.«

Rose ging mit schwerem Herzen, um den Befehl des strengen Richters zu vollziehen.

Michel Jürgen wunderte sich über den so frühen Besuch, ohne im Geringsten zu erschrecken. Er hatte sich

nicht übernommen und konnte demnach Jedermann Rede stehen. Erst als Conrad Bühl ihm mit den Worten entgegentrat:

»Ich verhafte Dich, Michel Jürgen, Kraft meines Amtes, als Friedensstörer und wegen verübten Frevels,« wich er überrascht einige Schritte zurück, indem die Frage seinen Lippen entglitt:

»Was soll ich denn verbrochen haben?«

»Willst Du noch läugnen?« herrschte der Richter ihn an. »Sieh' Dich vor, Jürgen, und mache Deine Sache nicht noch schlimmer, als sie so schon ist!«

Darauf legte er dem Bauer dieselben Fragen vor, die Rose schon beantwortet hatte. Jürgen konnte und wollte nicht läugnen. Er wußte nicht, um was es sich handle, und ertappte man ihn auf einer einzigen Unwahrheit, so mußte der Verdacht, den man gegen ihn hegte, sich ja mehr noch steigern. Seine Antworten trafen deshalb mit denen seiner Tochter genau überein.

»Mein Hund schlug an, als Du dem Schuppen zuschrittst?« setzte Conrad Bühl sein Examen fort.

»Er bellte anfangs, als ich ihm aber leise zurief und mit ihm sprach, knurrte er nur noch, und ließ mich die Aexte ruhig in den Schuppen stellen.«

»Und zum Dank dafür ergriffst Du eine derselben und schlugst dem armen Thier den Hals ab, Unmensch!« fuhr ihn hierauf der Richter an.

»Ich will verdammt sein, wenn ich das Thier nur scheel angesehen habe!« betheuerte Jürgen. »Es bellte mir nach,

als ich fortging; erst als ich am Schmiedehause war, hörte ich es heulen!«

»Du selber sollst heulen für Deine elenden Streiche und für Deine frechen Lügen,« erwiderte der Richter. »Dein Lügen kann Dir nichts helfen, und Deine leichtfertigen Schwüre wird der Himmel nicht hören. Fort mit ihm in's Gefängniß! Um zwölf Mittags soll das Gericht zusammentreten und sein Strafurtheil über Dich fällen! Ich selber will schweigen, die Strafe aber, welche das Gericht Dir zuerkennt, mußst Du verbüßen, und wenn Du Dich morgen früh aus Wuth und Aerger über Deiner eigenen Hausthür aufknüpfest!«

Die Gerichtsdienner faßten den entsetzten Bauer, dem jetzt vor Schrecken die Sprache versagte, und führten ihn fort in's Gefängniß. Jürgen leistete keinen Widerstand.

Er wußte, daß aufsätziges Wesen ihm in dieser Bedrängniß nicht helfen könne. Nur die Aeußerung: »Ich bin verleumdet! Ihr thut mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!« wiederholte er mehrmals auf dem Wege nach dem Gefängnisse.

VI.

Vor dem Hause des Richters Bühl versammelten sich immer mehr Menschen. Alle richteten ihre Blicke nach der großen Vordiele, die sich von der Straße aus bequem übersehen ließ. Auf den Gesichtern der Meisten war nur Neugierde zu lesen, Einzelne aber blickten düster nach

dem Innern des Hauses, schüttelten den Kopf, und entfernten sich dann, leise ihre Meinungen gegen einander austauschend.

Auf der Vordiele lag mit todtenbleichem Gesicht der Bauer Michel Jürgen im Block oder Stock. Zu dieser entehrenden Strafe, die für gewöhnlich nur über Vagabunden oder notorisch schlechte Subjecte verhängt wurde, hatte das Gericht den beklagenswerthen Mann verurtheilt. Sein Lügner, seine heiligsten Betheuerungen, er sei unschuldig an dem ihm Schuld gegebenen Vergehen, fruchteten Nichts. Die zusammengerufenen Gerichtsleute mußten nach den eigenen Aussagen des Bauers die Ueberzeugung gewinnen, daß nur er den Hund des Richters erschlagen haben könne. Er hatte in eigener Person die Aexte nach dem Hofe getragen, der Hund hatte die Schritte des Fremden vernommen und sich hören lassen. Jürgens Zusprechen besänftigte das Thier, es begann erst wieder zu bellen, als der Bauer fortzugehen Miene machte. Kein anderes lebendes Wesen war um dieselbe Zeit im Hofe des Richters gesehen worden. Jürgen selbst gab zu, er ganz allein sei um die angegebene Zeit auf der Straße gewesen. Erst jenseit des Baches, dicht vor dem Eingange zu seinem Garten, sei ihm der Wächter begegnete, der ihm noch spöttisch gute Nacht gewünscht hatte. Die Tödtung des Hundes konnte aber nur in dieser Zeit vorgefallen sein. Wen anders also, als Michel Jürgen, mußte der Verdacht der gehässigen That treffen?

So viele Beweisgründe veranlaßten die Gerichtspersonen, den Schmiedebauer einstimmig zu verurtheilen. Sie

thaten es ungern, denn sie wußten noch vor Fällung ihres Spruches, daß dieser den ohnehin schon unglücklichen Mann für immer ruiniren müsse. Eine Freisprechung wäre aber noch gefährlicher gewesen. Der Richter constatirte, daß Jürgen ihn wiederholt, und zwar gerade in der letzten Zeit, am heftigsten bedroht, ihm Rache geschworen habe. Auch diese schwer wiegende Anklage konnte Jürgen nicht einfach abläugnen; er gab als Entschuldigung nur an, daß er vielleicht im Rausche unüberlegte Worte gesprochen habe.

Zwei volle Stunden mußte Jürgen im Stocke liegen. Während dieser schrecklichen Zeit gingen gewiß zwei Drittheile aller Einwohner des Ortes an Bühl's Hause vorbei, und betrachteten den so exemplarisch Bestraften. Am längsten unter den Neugierigen verweilten die müßigen Gaffer. Diese schienen auch die Einzigen zu sein, die sich an dem bedauerlichen Anblicke freuten. Es waren die Nichtsnutzigen des Ortes, zweideutige Bettler, die nicht allzu scharf zwischen Mein und Dein unterschieden, heruntergekommene Menschen, welche der Gemeinde zur Last fielen und auf deren Kosten ernährt wurden.

Der Widerwärtigste von allen diesen Gaffern war Veit. Dieser Herumtreiber machte kein Hehl aus seiner Freude. Er lachte, schnitt Grimassen und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß dem Bauer ganz Recht geschehe. Veit liebte Jürgen eben so wenig, wie irgend einen andern Besitzenden. Der Schmiedebauer hatte den Bettler auch

gelegentlich von seinem Hofe gejagt oder ihn mit harten Worten zurecht gewiesen. Das vergaß Veit nicht, und deshalb machte es dem Schadenfrohen Vergnügen, daß Jürgen nun selbst in Strafe genommen worden war.

Conrad Bühl hielt sich fern während der Zeit, wo der ehemalige Jugendfreund die ihm zudictirte Strafe verbüßte. Er wollte völlig unparteiisch erscheinen und sprach deshalb auch kein Wort während der Verhandlung der Gerichtspersonen. Den Spruch derselben bestätigte er, wie er Jürgen gelobt hatte. Er wohnte nur der Vollziehung der Strafe bei, dann zog er sich in sein Zimmer zurück. Zwei Gerichtsdienner blieben neben dem Bestraften stehen, um diesen zu bewachen und etwaige gar zu Zudringliche fern zu halten.

Jacob war über diesen Vorfall im höchsten Grade bestürzt. Nicht nur besorgte er, daß Jürgen die erlittene Strafe vollends um alle Besinnung bringen werde, es zerstörte dieses Ereigniß auch alle seine Pläne oder schob sie wenigstens hinaus in unabsehbare Ferne. Der Stolz seines Vaters würde es nie zugegeben haben, daß sein einziger Sohn die Tochter eines Mannes als Weib heimführe, der als Sträfling im Stock gesessen hatte. Er durfte nach dem Vorgefallenen gar nicht daran denken, seinem Vater mit einer solchen Eröffnung nahe zu treten, ohne sich der entsetzlichsten Zurechtweisung auszusetzen. Blieb überhaupt noch Hoffnung übrig, so lag diese jenseit der Grenzen des Lebens, die seinem Vater von der Vorsehung gesteckt waren.

Ein Gedanke, den der junge Mensch sogleich unterdrückte und der ihn selbst schauern machte, beschlich ihn. Er ertappte sich auf dem Wunsche, sein strenger, harter, hochfahrender Vater möge bald das Zeitliche segnen!

»Stürbe mein Vater, so heirathete ich Rose, und hätte ihr Vater auch im Zuchthause gesessen!« rief er aus. Gleich darauf aber reute Jacob dieser sündhafte Gedanke, und vor Zorn, Angst und Gram traten ihm ein paar Thränen in die Augen.

Wie ein Träumender ging der Sohn des Richters ab und zu, während Jürgen seine Strafe verbüßte. Er hätte gern mit ihm gesprochen, allein das war nicht gestattet, und noch lieber hätte er die neugierigen Gaffer draußen vor dem Haufe mit Peitschenhieben fortgejagt. Wozu war es nöthig, daß alles Gesindel seine schadenfrohen Bemerkungen über den Unglücklichen machen mußte, den Niemand vertheidigte?

»Wenn er nun doch unschuldig ist!« rief er aus. »Er hat's geläugnet bis zur letzten Minute! Und Jürgen lügt nicht, wenn er auch leichtsinnig geworden und kein Mann mehr ist, wie er sein sollte!«

Kurz vor Ablauf der zwei Stunden suchte Jacob seinen Vater auf. Er fand ihn in sich gekehrt in seiner Stube.

»Willst Du mir 'was versprechen, Vater?« redete er ihn an. »Du kannst es und, ich weiß, es wird Dir lieb sein, wenn Du's thust!«

»Laß hören,« sagte Conrad Bühl zerstreut.

»Gib Jürgen die Hand, wenn er's überstanden hat,« stieß Jacob heraus. »Es sieht ihn dann Keiner mehr schief an, und Du richtest ihn auf in seinem Unglück.«

Bühl richtete einen Blick auf den Sohn, der diesem alle Hoffnung benahm.

»Er betränke sich dreimal in vierundzwanzig Stunden,« versetzte er, »wenn mir ein Unglück passirte! – Er hat mich hundert Mal verflucht, hat mir gedroht, wie ein richtiger Schurke, hat mir gewünscht, ich möchte mich verstimmen, und Hals und Beine brechen, und jetzt, wo er mir heimlich den Wächter von Haus und Hof erschlägt, jetzt sollte ich ihm die Hand drücken? Nimmermehr! Eher will ich's ertragen, daß die ganze Gemeinde spricht, ich hätte ihn in den Tod gejagt, wenn er sich wirklich einmal ein Leid thun sollte!«

Dem unbeugsamen Manne war in keiner Weise beizukommen. Jacob mußte den Vater unverrichteter Sache verlassen und sein Vertrauen auf die mildernde Zeit setzen.

Inzwischen waren die beiden Stunden vergangen, Jürgen wurde befreit und durfte nach Hause gehen. Er zitterte, als er auf die verlähmten Füße trat und die Zähne klapperten ihm vor Frost und Schaam. Er war unheimlich anzusehen, wie er der Thür zutaumelte und die steinernen Stufen hinabstolperte. Die noch vorhandenen Gaffer stoben nach allen Seiten auseinander beim Anblick des bleichen, wild blickenden Bauers. Wer hätte auch dem arg beschimpften Manne in den Weg treten mögen! Er sah ganz so aus, als sei er zu jeder Gewaltthat fähig. Der

Erste Beste, der ihm in die Hände fiel, mußte die Wuth entgelten, die in der Brust Jürgen's tobte.

Ohne sich umzusehen, ging der Schmiedebauer nach seinem Hofe. In einiger Entfernung, aber auf Umwegen, schlich der junge Bühl ihm nach.

»Ich will's!« hörte er den Aufgebrachten laut rufen, als Jacob in's Haus trat. Die weinende Rose begegnete dem Jünglinge mit einer F Flasche in der Hand.

»Es ist aber doch sündhaft, Jacob,« sprach das Mädchen. »Jetzt geht Alles zu Grunde und mit uns ist's auch aus!«

»Wenn Du mich nicht verläßt, ich bleibe Dir treu!« versetzte Jacob.

»Dein Vater hat schon zu mir geschickt und mir sagen lassen, daß er mir in Zukunft sein Haus verbietet!«

»Das hat er gethan?«

»Durch einen Gerichtsdiener ließ er mir's vermelden.«

Jacob stampfte mit dem Fuße und stieß die Thür zum Wohnzimmer auf. Michel Jürgen saß, den Kopf in beide Hände gestützt, am Tische, gerade so, wie er ihn schon früher, wenn er voll Aerger war, mehrmals getroffen hatte. Er redete ihn sanft an, suchte das Verfahren seines Vaters in weniger gehässigem Lichte darzustellen und versicherte ihn, daß er jederzeit auf ihn rechnen dürfe.

Jürgen ließ den jungen Bühl ausreden, die dargebotene Hand aber stieß er zurück, indem er grollend ausrief: »Wie Du mir, so ich Dir! – Rühr' mich nicht an, oder ich vergreife mich an Dir!«

Der Schmiedebauer nahm eine so drohende Miene an, daß Jacob sich zurückzog. Es war völlig unmöglich, den Erbitterten zu erweichen. Er entriß seiner Tochter die Flasche mit dem unheilvollen Getränk und stürzte rasch einige Gläser davon hinunter.

»Dem Teufel verschreib' ich mich jetzt!« rief er aus, wenn er mir verspricht, alles Unglück Deinem Vater an thun zu wollen!«

Rose rang die Hände, hielt sich aber fern von dem Zürnenden. Nur durch Winke bedeutete sie Jacob, er möge vorerst gehen, später werde der Vater ja wohl eher wieder mit sich reden lassen. Um der Geliebten den Willen zu thun, entfernte er sich, und verlebte daheim einen recht trüben Abend.

VII.

In der Nacht war ziemlich viel Schnee gefallen, auch hatte es stark gefroren. Richter Bühl weckte seinen Sohn und die Knechte früh. Er wollte in den Wald fahren, um das daselbst bereit stehende Stockholz herein zu holen. Da der vorige Tag des ärgerlichen Vorfalls wegen fast ganz verloren gegangen war, so gab es viel herzurichten, ehe die Schlitten, deren man sich bedienen wollte, in guten Stand gesetzt waren. Der Mittag kam heran ehe man aufbrechen konnte. Es schneite indes fortwährend, und gegen Sonnenuntergang erhob sich ein heftiger Ostwind. Diesem Winde wich das Gewölk, der Himmel hellte

sich auf, und als der Richter aus dem Walde zurückkehrte, beschien der wieder im Zunehmen begriffene Mond eines herrliche Winterlandschaft.

Zwischen sieben und acht Uhr Abends erreichte Conrad Bühl den Hohlweg, welcher zu seinem Hofe führte. Dieser lag seitwärts desselben auf freiem Lande, nirgends umhegt. Man konnte ihn von allen Seiten umgehen, auf der Ostseite, wo die Scheuern standen und ein Schafstall, führte sogar ein Fußsteg aus dem Orte hinaus auf's Feld, der viel benutzt ward.

Der Richter bemerkte beim Einbiegen des von ihm geleiteten Schlittens, daß ein großer Mann langsam den Steg heraufkam, ein paar Mal stehen blieb, als suche er Etwas, und endlich, sich gegen den Wind kehrend, an der Wand des Schafstalles weiter fortschritt. Der Mond warf den Schatten dieses Mannes vor ihm auf den Schnee. Bühl hielt seine Pferde an und wartete. Kaum bemerkte dies der Wanderer hinter den Gebäuden, so blieb er ebenfalls, doch nur ein paar Secunden lang stehen, dann setzte er seinen Weg fort und erreichte den Hohlweg in dem Augenblicke, wo der Richter in den Schatten der Gebäude hineinfuhr. Conrad Bühl kehrte sich um und erkannte den Schmiedebauer. Dieser kreuzte den Hohlweg, ging in's Feld und schlug hier die gerade Richtung nach der eine Viertelstunde entfernten, am westlichen Ende des Ortes gelegenen Schente ein.

»Der Elende!« murmelte er vor sich hin. »Es ist ihm nicht zu helfen. Am besten wärt' es schon, er bliebe unterwegs im Schnee sitzen und morgen fänden ihn die Leute

erfroren! Wenn er stirbt, will ich mich seiner Tochter als Vater annehmen!«

Er trieb die Pferde an und leitete den Schlitten in den Hof. Jacob folgte mit dem seinigen, an diesen schlossen sich die Schlitten der beiden Knechte.

»Hast Du ihn gesehen, Vater?« sprach Jacob, neben Conrad haltend. »Er dauert mich doch!«

»Mich nicht! Will er's denn anders haben?«

»Der Aerger frißt ihn und die Schande!«

»Wenn er sich bessert, spricht Niemand davon. Durch einen vernünftigen Lebenswandel kann er auch mich veröhnen.«

»Soll ich ihm nächgehen und –«

»Nicht von der Stelle!« fiel der Vater dem Sohne in's Wort. »Er könnte denken, mich gereuete mein Thun. Dann hätte ich verspielt!«

Jacob mußte sich fügen. Die Pferde wurden abgeschirrt und in die Stallungen geführt, die mit Holz beladenen Schlitten blieben im Hofraume neben einander stehen. Auch befand sich daselbst eine gewaltig hohe Feime Roggen, denn die Ernte war so ergiebig gewesen, daß der Richter den ganzen Segen derselben in seinen Scheuern nicht unterbringen konnte.

»Dieses Nacht habe ich keine Ruhe,« sprach Bühl zu seiner Frau, die seit der Bestrafung Jürgen's ungewöhnlich still geworden war. »Morgen gehe ich über Land, um irgendwo ein zuverlässiges Thier aufzutreiben. Ich traue dem Frieden nicht recht. Ohne Hund können mir ein paar verwegene Kerle den halben Hof ausräumen.«

»Bei so tiefem Schnee werden das auch die Kecksten wohl bleiben lassen,« versetzte Johanna. Die Spur verriethe sie.«

Bühl schwieg, es litt ihn aber nicht lange im Hause. Der Himmel hatte sich wieder umgezogen, doch schneiete es nicht. Nur der Wind blies heftig aus Osten und wirbelte den frisch gefallenen Schnee hoch auf.

Der Richter machte einen Gang durch den Hof, um zu sehen, ob Alles an seinem Platze stehe. Dann ging er durch die noch unverschlossene Einfahrt auf die Straße, wandte sich östlich nach den Scheuern und umschritt diese. Als er den Hohlweg erreichte, sah er vom Dorfe herauf wieder einen Mann kommen, welcher den Fußsteg einschlug. Er achtete nicht darauf, endigte seine Besichtigung, und kam von der entgegengesetzten Seite wieder in den Hof. Er stieß die Einfahrt vollends zu und legte einen Riegel vor. Dadurch ward der Hof geschlossen bis auf eine schmale Pforte zwischen den Scheuern und dem Schafstalle, deren Thür nur eingeklinkt werden konnte. Diese Pforte öffnete sich jetzt, um eine Gestalt einzulassen, die im Schatten an den Scheuern hinschlüpfte, dann einige Zeit sich niederbückte und später denselben Weg zurückging, um durch die Pforte wieder das Freie zu gewinnen.

Dieses Einschleicher glaubte unbemerkt geblieben zu sein, was jedoch nicht der Fall war. Conrad Bühl hatte an dem hellen Flimmern des Schnee's gesehen, daß sich die

Thür der Pforte öffnete. Er stand gerade am Fenster seines Zimmers, dessen Laden er schließen wollte, als diesen Schimmer sein Auge traf. In der Meinung, der starke Wind möge sie aufgestoßen haben und könne sie während der Nacht zerschlagen, ging er nochmals über den Hof, um die Pforte fest zu schließen. Als er an die Scheuer kam, sah er etwas blitzen dicht an der Tenne. Es sah aus, als zitterte ein Lichtstrahl durch den schmalen Spalt eines Bretes. Woher konnte dies Funkeln wohl kommen? Der Richter blieb stehen und bog sich vor- und rückwärts, im den Schimmer noch einmal zu erhaschen.

Dabei sah er einen dunklen Gegenstand auf dem Schnee liegen, der sich im Winde bewegte. Vor kaum einer Viertelstunde hatte dieser Gegenstand nochsl nicht auf dem Schnee gelegen. Conrad Bühl bückte sich und erfaßte ein Tuch von Baumwolle, wie sie die Landleute als Taschentücher, wenn sie über Land gehn oder Jemand besuchen, zu tragen pflegen. Indem Brühl dies Tuch aufhob, blitzte wieder der funkelnde Schimmer in sein Auge.

Den Richter überrieselte es kalt, denn dies Flimmern kam aus der nahen Scheuer. Ein hastiger Sprung brachte ihn dem Gebäude nahe; da schlug über ihm zwischen Thor und Dach schon in der Breite einer Hand die helle Lohe heraus, und ehe noch zwei Minuten vergangen waren, loderte die Flamme um den Giebel.

Bühl's Feuerruf weckte das Hofgesinde und die Nachbarn, so rasch aber auch Hilfe von allen Seiten herbeieilte, der heftige Wind, der ohnedies den Schnee von den Dächern herabgeweht hatte, jagte die Flammen von

Gebäude zu Gebäude, so daß nach einer kurzen halben Stunde das ganze große Gewese nur einen einzigen Feuerherd bildete.

Während der Dauer des Brandes, welcher die ganze Nacht hindurch wüthete und sämtliche Gebäude bis auf die Sohle in Asche legte, sah man den Richter mit großer Geistesgegenwart überall die Löschenden anfeuern. Gerettet wurde nur wenig; doch gelang es, Pferde, Kühe und Schafe den Flammen zu entreißen, die bei den Nachbarn untergebracht wurden. Gegen Morgen war die Gefahr für den Ort beseitigt, obwohl Gluth und dicke Rauchsäulen aus den eingeäscherten, mit so vielen brennbaren Stoffen gefüllten Gebäuden noch aufwirbelten.

Conrad Bühl saß, schöpft von den Anstrengungen der Nacht, im Schmiedehause und sah finster vor sich hin. Er hatte während des Feuers keine Schwäche, nicht einmal eine Spur von Aufregung gezeigt, jetzt aber machte sich doch die Hinfälligkeit der Natur auch bei ihm geltend. Der Schlaf übermannte ihn trotz des Unglückes, das so plötzlich über ihn gekommen war, und ihm vielleicht die Hälfte seines Vermögens raubte.

So traf Jacob den Vater. Auch der junge Bühl hatte unermüdlich gearbeitet und sich den Flammen mit solcher Unerschrockenheit ausgesetzt, daß ihm die Haare versengten und er einige ungefährliche Brandwunden davon trug. Den Schmerz und die tiefe Verstimmung des Vaters gewahrend, reichte er diesem die Hand und sprach er-muthigend:

»Es wird wieder besser, Vater! Ich will für zwei arbeiten, und wenn Gott uns gnädig ist, und wir finden Freunde, so reißen wir uns in ein paar Jahren wieder heraus. – Sonderbar! Es hat keiner von uns geraucht! Und doch zeigte sich das Feuer zuerst auf der Seite, wo die Schlitten standen!«

Conrad Bühl fuhr sich mit der Hand über die Stirn; und in seinen finsternen Zügen zuckte es, als führe ein Lichtglanz über sie hin. Er gedachte des Fundes, den er im Lärm der Feuersbrunst vergessen hatte. Wußte er doch nicht, ob er das Tuch von sich warf, als er die Flamme gewahrte, oder ob er es mechanisch einsteckte. Er durchsuchte die Seitentaschen seines weiten kurzen Rockes, und ein ihm nicht zugehöriges Baumwollengewebe blieb in seiner Hand.

»Besieh Dir das Ding genau,« sprach er, dem Sohne das Tuch hinreichend. »Vielleicht hilft's uns den Schalk entdecken, der uns so schön heimzuleuchten verstand.«

»Wo hast Du's gefunden?« fragte Jacob, die Farbe wechselnd.

»Keine zwei Schritte weit von der Stelle, wo ich den Feuerschein in der Scheuer bemerkte.«

»Es riecht nach stark geschwefeltem Feuerschwamm, und da hängt sogar noch ein Stück Schwefelfaden. Beim Himmel, ein rachsüchtiger Bube hat das Feuer angelegt!«

»Ein rachsüchtiger Bube!« lachte der Richter. »Will's wohl glauben! Aber wo ihn finden? Wie ihn packen? Wie beweisen: Der ist's und kein Anderer? – Na, was gibts denn? Was bebst Du, wie ein Espenblatt? Du selber wirst

doch dem eigenen Vater nicht den rothen Hahn auf's Dach jagen, weil er nicht zugibt, daß unmündige Kinder ihren Kopf aufsetzen?«

»Ich kenne das Tuch,« erwiderte Jacob stotternd.

Bühl hatte es dem Sohne schon entrissen. Er besah es genau, aber mit unruhiger Hast. Es war blau und roth carrirt, mit einer breiten weißen Kante. Der es trug, mußte Raucher und Schnupfer sein. Die eine Ecke war in Folge starker Knotung noch zusammengedreht. In diesem Zipfel stand ein Name, und dieser Name warf Jacob beinahe zu Boden.

»Jürgen!« sagte gedehnt, aber voll aufbrausenden Zornes der Richter. »Jürgen! Er hat sein Wort wahr gemacht, aber – bei Gottes Gerechtigkeit – der Henker soll ihm den Lohn dafür auszahlen!«

Conrad Bühl hatte seine ganze Energie wieder gefunden. Er stand auf, um Vorkehrungen zu treffen.

»Laß' ihn nicht arretiren, Vater,« rief Jacob, »nicht jetzt! Er könnte ja doch unschuldig sein! Und was würde die arme Rose sagen!«

»Er soll auf freien Füßen bleiben, bis ich Grund habe, ihn anzufassen,« versetzte der Richter. »Für Rose – das verspreche ich Dir – soll gesorgt werden. Ein Kind, zumal ein Mädchen, ist nirgends schlechter aufgehoben, als bei einem verbrecherischen Vater.«

VIII.

Der Brand von Bühl's Gewese war ein Ereigniß, das die Bevölkerung der ganzen Ortschaft in Aufregung versetzte. Obwohl der Richter selbst über die Entstehung des Feuers Schweigen beobachtete, sprach es sich doch herum, daß Anzeichen vorlägen, die unverkennbar auf eine absichtliche Brandstiftung hindeuteten: Bühl hatte, ohne weitere Auslassungen, zu seinen nächsten Freunden gesagt, sein Hof sei ihm muthwilligerweise angezündet worden. Bald darauf erzählte man sich, der unbekannte Mordbrenner habe sich durch die unverschließbare Pforte in den Hof geschlichen, und einige Tage später ward bereits von einem Funde gesprochen, den der Richter gemacht haben sollte. Worin aber dieser bestand, wußte Niemand.

Es konnte nicht fehlen, daß nunmehr auch wieder die Tödtung des Hundes zur Sprache kam. Zwei Tage später schon brannte Bühl's Hof und zwar bei einem Winde, welcher die Flammen unaufhaltsam über sämtliche Gebäude verbreiten mußte.

War zwischen der Tödtung des wachsamten Hundes und dem Brande des Hofes, der so schnell darauf folgte, kein enger Zusammenhang? Und wenn es einen solchen gab, auf wen mußte der erste schwerste Verdacht fallen? Michel Jürgen's Name ward erst ganz leise, bald aber mit bedenklichen Nebenbemerkungen genannt. Der Mann machte sich vielfältig verdächtig. Er war von Bühl, dessen Sohne und seinen Knechten kaum zwei Stunden

vor dem Ausbruche des Feuers hinter den Scheuern gesehen worden. Er war langsam gegangen und stehen geblieben, hatte sich mehrmals umgesehen. Es wurde ferner ermittelt, daß er nur ein paar Minuten vor dem ersten Feuerrufe nach Hause gekommen sei. Der Schmied sah ihn von den Scheuern des Richters den Fußweg herabschreiten und höchst unsicher über den schwanken Steg balanciren. Er rauchte und aus dem Kopfe seiner Tabakspfeife verweheten Funken im Winde. Von solchen Funken brannte kein Haus an, aber ein Schwefelfaden oder ein Stück Schwamm ließ sich leicht daran entzünden.

Etwa eine Stunde vor dem Feuer war Jürgen noch in der am westlichen Ende des Ortes gesehen worden. Diese Schenke stand nicht im besten Rufe. Der Besitzer war in früheren Jahren der Hehlerei bezüchtigt und überführt worden, und Conrad Bühl selbst hatte damals die Durchsuchung des verdächtigen Hauses geleitet. Der überführte Schenkwrith kam mit einer halbjährigen Zuchthausstrafe noch gnädig genug davon.

Seit dieser Zeit mieden alle Leute, die etwas auf sich hielten, die verrufene Schenke. Der Wirth selbst war ein entschiedener Feind des Richters, besaß jedoch genug Lebensklugheit, um seine Gesinnungen für sich zu behalten. Irgend einem Gesinnungsgenossen, einem Mitleidenden mochte er sich wohl entdeckt und dabei geäußert haben, daß er auf Rache gegen den streng rechtlichen Richter sinne.

Daß sich bei diesem Manne die Unzufriedenen im Orte, herabgekommene und von den Besseren mißachtete

Menschen versammelten, um ihr Geld zu vertrinken und ihrem Grolle bei der Flasche Luft zu machen, war Niemand ein Geheimniß

Dahin war der Schmiedebauer am Tage der verbüßten Strafe noch am späten Abend getaumelt. Er hatte böse, verfängliche Reden geführt, Alle frei gehalten, seine silberne Taschenuhr dem Wirthe versetzt, da es ihm an baaerer Münze fehlte, und schließlich mit den Meisten seiner Zechgenossen in halber Bewußtlosigkeit Brüderschaft gemacht. Auch der Herumtreiber Veit war unter den Zechenden gewesen, und Jürgen verschmähte es nicht, diesem als heimtückisch bekannten Menschen ebenfalls die Hand zu drücken.

Wie wenig erkenntlich gerade der Letztgenannte für Jürgen's Herablassung war, lehrten seine späteren Auslassungen über den Schmiedebauer. Es ließ sich durch Zeugen erhärten, daß Veit der Erste gewesen war der unter seltsamen Geberden Michel Jürgen als einen Mann bezeichnete, der wohl nähere Auskunft über das Feuer bei Bühl würde geben können.

Auf Grund dieser von Mund zu Mund gehenden Gerüchte wurden ganz unerwartet der Schenkwrith, Jürgen und der Bettler Veit in *einer* Nacht verhaftet. Man beobachtete dabei die Vorsicht, Keinen wissen zu lassen, was dem Andern geschehen war, und so erfuhren die Verhafteten nichts von dem Vorhaben der Gerichte.«

»Jürgen war gefaßter, als die Uebrigen, die sich einer solchen Ueberraschung nicht versehen hatten.

»Sie wollen mich, nun sie mir einmal den guten Namen genommen haben, mit aller Gewalt zum schlechtesten Schelme machen,« sprach er gelassen. »Aber es wird ihnen nicht gelingen. Noch lebt der alte Gott, und der wird mich armen Mann nicht zu Schanden werden lassen.«

Die Verhafteten werden einzeln verhört, und wenn euch Jürgen persönlich standhaft Alles läugnete, was ihm mit so großer Wahrscheinlichkeit aufgebürdet wurde, die Aussagen der beiden Anderen zeugten doch gegen ihn. Der Richter namentlich glaubte bestimmt, kein Anderer als der ihn hassende Schmiedebauer habe bei ihm Feuer angelegt.

Die Gerichtspersonen versprachen sich von einer Confrontation der Verhafteten höchst wichtige Resultate. Dieser sollte der Richter als vorzugsweise Betheiliger beiwohnen; die Vernehmung der Verdächtigen hatte man in die Hand eines gewiegten Criminalbeamten gelegt.

Das Staunen der drei bekannten Männer, die sich einander urplötzlich gegenüber standen, war bei Allen von verschiedenen Symptomen begleitet. Michel Jürgen runzelte nur die Stirn und richtete dann einen beleidigten Blick voll Indignation auf den Beamten, den er später über die Beisitzenden gleichgiltig hinweggleiten, und endlich streng und lange auf den harten Zügen Conrad Bühls ruhen ließ. Der Schenkwrith erschrak sichtlich. Ihn schlug das böse Gewissen und es war anzunehmen, daß er, scharf befragt, wohl manche weiter führende Auskunft werde geben können. Der Bettler Veit endlich war

kriechend demüthig. Er nahm eine jammervolle Miene an, die jedoch gegen den ersten Eindruck, welche das Erblicken der beiden Anderen auf ihn machte, zu grell abstach, um sie für wahr zu halten, und ließ dann aus seinen verschwommenen, halb zugekniffenen Augen spöttische Blicke auf Jürgen schießen, die ihre Entstehung keinen wohlwollenden Gesinnungen verdanken konnten.

Der mit der Untersuchung beauftragte Beamte begann das Verhör mit dem schon einmal bestrafte Schenkwirthe.

»Welche Personen waren am Abende vor dem Feuer, welches den Hof des Richters verzehrte, bei Euch versammelt?« lautete die erste Frage.

»Ich kann mich daran nicht mehr erinnern,« erwiderte der Gefragte.

»Ihr habt bereits früher eingestanden – und die Aussagen Eurer Mitgefangenen stimmen damit überein – daß Michel Jürgen und Veit Eure Wohnung an jenem Abende besuchten.«

»Es kann möglich sein – wenn sie es selbst sagen, will ich nicht widersprechen.«

Veit machte eine unbeholfene tiefe Verbeugung, indem er erwiderte:

»Wir unterhielten uns sehr freundschaftlich.«

»Es wurde dabei getrunken?«

»Blos um die Kehle nicht ganz trocken werden zu lassen.«

»Ihr spracht von der erlittenen Strafe des Schmiedebauers und schaltet den Richter Bühl.«

»Es kann gern sein, daß ich ihn keinen sehr höflichen und freundlichen Mann genannt habe. Der Herr Richter ist manchmal übel bei Laune und da fährt er die Leute etwas barsch an, und – sehen Sie – da ist's nicht Jedermanns Liebhaberei, immer ganz freundlich zu bleiben.«

»Eure Rede war gehässig; Ihr fordertet Jürgen auf, dem Richter einen Possen zu thun.«

»Das wäre von mir sehr unrecht und unklug obendrein gewesen,« erwiderte Veit. »Eben darum habe ich es auch nicht gethan.«

»Ihr reiztet den Bestraften dennoch durch Worte. Jürgen selbst hat dem nicht widersprochen.«

Der Bettler zuckte die Achseln und sagte verschmitzt:

»Je nun, daß der Schmiedebauer dem Herrn Richter gerade schmeicheln solle, werde ich wohl nicht gesagt haben.«

»Tritt ihn, daß er sich überschlägt und den Hals bricht, lauteten Eure von Vielen gehörten Worte.«

»Er hat's aber nicht gethan,« sagte Veit lächelnd.

»Gabt Ihr Euch nicht die Hände beim Auseinandergehen darauf, daß Ihr Euch am nächsten Abende an demselben Orte wieder treffen wolltet?«

»Ich denke, das wird so gewesen sein.«

»Sagte damals Veit nicht zu Euch, Michel Jürgen, Ihr solltet ihm doch ein kleines Bündel von Eurem guten Feuerschwamme und eine Hand voll Tabak mitbringen?«

»Ich erinnere mich, daß Veit mich darum bat,« sagte der Schmiedebauer.

»Kamt Ihr seiner Aufforderung nach?«

»Ich that Beides, um ihn nicht zu erzürnen, ich schämte mich aber meiner Zusage und mehr noch der Vertraulichkeiten, zu denen ich mich in meiner damaligen Aufregung hatte hinreißen lassen.«

»Ihr habt also ein Bündel des gewünschten Feuerschwammes, desgleichen Tabak von Euerm Hause mitgenommen?«

»Ich wollte eben Veit nicht aufsätzig machen. Er verhetzte mich ja immer.«

»Wo verbargt Ihr Schwamm und Tabak?«

»Damit ich es nicht verlieren oder zufällig herausreißen möge, knotete ich Beides in mein tägliches Tuch.«

»Könnt Ihr mir das Aussehen dieses Tuches beschreiben?«

»Es war roth und blau gewürfelt, mit einer weißen Kante.«

»Alt oder neu?«

»Ich habe nur drei Tücher von dieser Sorte, und sie sind alle stark mitgenommen.«

»Wann verfügtet Ihr Euch nach der Schenke?«

»Zwischen sieben und acht. Die Uhr schlug acht, als ich meine Hand nach dem Thürgriff ausstreckte.«

»Fandet Ihr Gäste daselbst?«

»Wenige; von Bekannten war nur der Veit da; er stand am Ofen und streckte mir gleich die Hand mit der Frage entgegen, ob ich auch das Versprochene mitgebracht hätte.«

»Gabt Ihr es ihm?«

»Wir setzten uns erst zusammen und sprachen Mancherlei.«

»War nicht auch von Euch und der erlittenen Strafe wieder die Rede?«

»In Abrede kann und will ich das nicht stellen,« versetzte mit Entschlossenheit der Bauer, seine finstern Augen wieder auf den aufmerksam zuhörenden Bühl richtend.

»Ihr habt, wie später Dazugekommene gehört zu haben sich erinnern, die ingrimmige Aeußerung gethan, daß, wen dem Richter Bühl ein schweres Unglück begegnen sollte, Ihr ihm nicht beispringen, sondern laut darüber frohlocken würdet.«

»Ich sprach, wie es mir damals um's Herz war! – Ich hatte im Stocke gesessen – um nichts – auf bloßen ungegründeten Verdacht hin! – Der Richter hatte mich unter diejenigen verwiesen, die ich niemals mir hätte sollen nahekommen lassen – und mein Herz war voll Groll!«

Jürgen sprach sichtlich ergriffen und an seiner Wimper hingen ein paar Thränen. Der Beamte sah ihn scharf und durchdringend an. Er fuhr noch kälter und härter fort:

»Bleibt Ihr Eurer Herzensverstocktheit treu, als bald darauf die Flammen über dem Hofe des Euch verhaßten Mannes zusammenschlugen?«

»Ich blieb Mensch, ein Mensch voll Fehle! Ich habe keine Hand gerührt, um den Brand zu löschen.«

»Denkt und fühlt Ihr jetzt anders?«

»Mich hat's schon oft gereut, daß ich nicht anders konnte.«

»Wißt Ihr, daß man Grund hat, Euch die Entstehung jener verheerenden Feuersbrunst Schuld zu geben?«

»Ich habe das immer vermuthet,« erwiderte Jürgen resignirt.

»Was veranlaßte Euch zu dieser Annahme?«

»Die schlechte Meinung, welche Richter Bühl von mir hatte und das Unrecht, das ich eben dieser schlechten Meinung wegen von ihm hatte erdulden müssen.«

»Warum thatet Ihr nichts, was ein besseres Licht auf Euch werfen konnte?«

»Weil es nichts genützt haben würde. Mein Wort galt ja nichts mehr. Ich war ja schon vorher vor Gericht ein verstockter Lügner gescholten worden.«

Der Beamte machte eine Pause, in welcher er sich leise mit seinen Beisitzern besprach und endlich den Richter Bühl zu sich winkte. Dieser überreichte ihm ein kleines Packet. Der Beamte legte es vor sich auf den Tisch, und nahm das abgebrochene Verhör wieder auf.

»Welchen Weg schlugt Ihr ein, um nach der Schenke zu gelangen?«

»Den Fußsteig über das Feld.«

»Der hinter dem Hofe des Richters dicht an dessen Scheuern vorüberführt?«

»Es gibt keinen andern.«

»Ihr bleibt in der Gegend des Schafstalles stehen. Was bewog Euch dazu?«

»Das ängstliche Blöken einiger der armen Thiere.«

»Konnte dies auffallen?«

»Mir fiel es auf.«

»Euer Grund?«

»Wir haben einen Aberglauben; wenn Schafe im Stalle ängstlich schreien, sagt man, drohe ihnen ein Unglück.«

»Theiltet Ihr diesen Volksglauben?«

»Ich dachte: sollt' es möglich sein, daß Richter Bühl auch noch einmal ins Unglück käme? Und wie ich so dachte, sah ich nach dem Stall. Da hörte ich die Schlitten im Hohlweg.«

»Man hat Euch denselben Weg wieder zurückkommen gesehen. Wart Ihr auf diesem Rückwege allein oder begleiteten Euch Andere?«

»Ich wäre lieber allein gegangen, Veit aber gab es nicht zu.«

»Veit war also Euer Begleiter auf dem Rückwege?«

»Bis in den Hohlweg.«

»Und vom Hohlwege aus schlugt Ihr den Richtweg hinter den Scheuern allein ein?«

»Ja, Herr!« sprach Jürgen, sein Auge fest auf den Beamten richtend.

»Weßhalb verließ Euch denn Veit gerade im Hohlwege?«

»Er meinte, der Richter könne ihn sehen und ihm wieder harte Worte sagen, und die hätte Veit in seiner damaligen Stimmung nicht ruhig hingenommen.«

»Hattet Ihr wirklich keinen andern Grund, Veit, den Bauer Jürgen schon im Hohlwege zu verlassen?« fragte der Beamte den Bettler. »Ihr müßtet einen Umweg machen, um nach Euerer Behausung zu kommen.«

»Wahrhaftig, ich hatte nur diesen einen Grund!«
betheuerte Veit mit starker Betonung.

Der Beamte richtete seine nächsten Fragen abermals an Jürgen.

»Nahm Veit von Euch Schwamm und Tabak in Empfang?«

»Er that es, indem er lachend auf gute Geschäfte mit mir anstieß.«

»Ihr hattet die genannten Gegenstände in Euerm Taschentuche. Nahmt Ihr dieses Tuch wieder an Euch?«

Dem Bauer mochte diese Frage unnöthig vorkommen. Er fuhr mit der Hand in die Tasche seiner Jacke und sagte dann mit großer Bestimmtheit: »Gewiß, Herr! Warum hätte ich es liegen lassen sollen?«

»Es wäre möglich gewesen, Ihr hättet es vergessen,«
erwiderte der Beamte. »Ihr kennt doch gewiß Euer Tuch genau?«

»Mein Name steht in der einen Ecke.«

Der Beamte griff nach dem Packet. Er öffnete es, ein Tuch kam zum Vorschein.

»Für wessen Tuch haltet, Ihr dieses hier?« sagte der Beamte, dasselbe dem Bauer reichend. Jürgen ergriff es und erwiderte ganz erstaunt, aber nicht im Geringsten erschrocken:

»Das ist ja gerade mein Tuch! Wie kommen Sie dazu?«

»Man hat es mir gebracht. Ihr müßt es verloren haben.«

Jürgen schüttelte den Kopf. Er griff wieder in seine Tasche und zog ein anderes Tuch hervor. Es glich dem ihm vorgehaltenen, nur die Kante war schmaler.

»Das gehört ja mir,« fiel der Bettler ein, seine Hand danach ausstreckend. »Nun brauch' ich mich nicht zu wundern, daß ich seit unserm letzten Zusammensein ohne Nastuch herumlaufen mußte.«

»Ihr erkennt also dies Tuch für Euer Eigenthum,« Veit?« fragte der Beamte den Bettler. Dieser bejahte.

»Wann vermißtet Ihr dasselbe?«

»Schon am andern Tage.«

»Am Tage nach dem Feuer also?«

Veit blickte zerstreut seitwärts und nickte nur mit dem Kopfe.

»Bemerket Ihr nicht,« wendete sich der Beamte wieder an Jürgen, »daß Ihr in den Besitz eines fremden Tuches gekommen wart?«

»Ich habe nicht darauf geachtet.«

»Laßt doch einmal sehen,« fuhr der Beamte fort, das Tuch des Bettlers an sich nehmend. »Da sind ja Blutflecke! Woher kommen diese?«

Richter Bühl hörte mit angehaltenem Athem diesem Examen zu. Sein scharfes Auge ruhte beobachtend bald auf Jürgen, bald auf dem Bettler, der immer befangener ward und kaum mehr aufzublicken wagte. Er gab eine unzureichende Antwort, deren Unwahrheit leicht zu erkennen war.

»Ihr lügt, Veit!« entgegnete streng der Beamte. »In diesem Tuche hat Jemand eine blutige Hand abgetrocknet.«

Der Bettler schwieg.

»Wenn das Tuch nicht zufällig in Jürgen's Hände gekommen wäre durch Verwechselung, so würde man mir dasselbe übergeben haben, und ich zöge dann den Schluß daraus, daß Ihr es im Hofe des Richters Bühl liegen ließe, als Ihr dort Euer Geschäft beendet hättet.«

Veit stand mit gesenktem Kopfe vor dem Tische. Er zitterte und wechselte oft die Farbe. Jürgen athmete tief auf, als erwache er aus einem schweren, fürchterlichen Traume. Er richtete flehend seine Augen himmelwärts, faltete die Hände und murmelte:

»Gerechter Gott, bringe es an den Tag, daß ich unschuldig bin an dem Verbrechen, dessen man mich für schuldig hält!«

Conrad Bühl verließ seinen Platz. Er stand hoch aufgerichtet neben dem strengen Beamten, seine Blicke hingen an Jürgen.

»Zu welchem Zwecke erschlugt Ihr den Hund des Richters?« fragte der Beamte barsch den Bettler. »Was hatte er Euch gethan?«

»Ich konnte das Beest nicht leiden,« stotterte Veit, von dieser zuversichtlichen Frage überrascht.

Conrad Bühl war nicht mehr zu halten. Er schritt auf Jürgen zu und reichte ihm die Hand.«

»Vergib mir, alter Freund!« sprach er bewegt. »Ich will all' mein schweres Unrecht wieder gut machen!«

Der Schmiedebauer erfaßte die Hand des Richters, zu sprechen aber vermochte er nicht. Die schnellen scharfen Fragen des Beamten, mit welchen dieser den völlig

verwirrten Veit gleichsam überschüttete, nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Eure Ausreden können Euch nicht retten,« fuhr der unerbittliche Mann fort. »Der Hund war Euch im Wege, darum mußtet Ihr ihn tödten, und Ihr erschlugt ihn mit einer der Aexte, mit denen Jürgen den Hof betrat, um den Verdacht der schlechten Handlung auf diesen zu lenken. Für Eure Schändlichkeit mußte der Unschuldige leiden!«

Der Bettler schwieg, in diesem Schweigen aber lag ein Bekenntniß seiner Schuld. Alle weiteren Fragen blieben von ihm unbeantwortet. Das Verhör mußte abgebrochen werden.

»Ihr dürft in Eure Wohnung gehen, Jürgen,« sagte der Criminalist jetzt in theilnehmendem Tone zu dem Bauer, »doch müßt Ihr mir das Handgelöbniß geben, Euer Haus nicht zu verlassen, bis das Gericht sich von Eurer Unschuld überzeugt hat und Euch vollkommen frei spricht.«

Jürgen zögerte nicht, dies Gelöbniß zu geben. Darauf ging er, von Conrad Bühl geleitet, zum Erstaunen Aller, welche den beiden Männern begegneten, nach seinem Hofe.

IX.

Rose hatte traurige Tage verlebt. Sie ließ sich kaum noch sehen; denn sie glaubte, alle Menschen müßten mit Fingern auf sie weisen und sich dabei zuraunen: Das ist die Tochter des Mannes, der aus Rache und altem Groll dem Richter seinen Hof angezündet hat!

Den Vater hatte Rose seit seiner Verhaftung nicht mehr gesprochen. Man ließ Niemand zu Jürgen, auf dem ein so schwerer Verdacht ruhte, und die beklagenswerthe Tochter des Eingezogenen besaß keinen Freund, keine Freundin, an deren Busen sie ihren Kummer hätte ausweinen können. Sie wünschte sich den Tod; denn was sollte sie noch in der Welt, die ihr doch keine Freuden mehr bieten konnte!

Anfangs hoffte sie noch, der junge Bühl werde sie nicht ganz, nicht für immer vergessen, aber er blieb einen Tag nach dem andern aus, und so mußte sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß auch Jacob nichts mehr von ihr wissen möge.

Wie erstaunt war nun das tiefbetrübte Mädchen, als sie jetzt auf einmal den stolzen Richter den Garten heraufschreiten saß in vertraulichem Gespräch mit ihrem Vater!

Sie glaubte, ihr Auge trüge sie, es müsse eine andere Person sein, deren Hand der Richter fest in der seinigen hielt. Wie aber der Vater Rose zunickte, als er das vergrämte Gesicht seines Kindes gewahrte, eilte sie hinaus und stürzte auf dem Hofe mit lautem Freudenruf an seine Brust.

»Du bist frei, Gott Lob, Gott Lob!« rief sie aus. »Du bist unschuldig, ich wußt' es!«

Jürgen sah gerührt auf sein Kind herab. Er strich ihr mit der schwieligen Hand über die Stirn und versetzte:

»Unschuldig bin ich, Gott weiß es, und frei hoffe ich von jetzt an auch zu bleiben. Es wird besser werden, meine Tochter; denn die Sonne will wieder aufgehen. Hier dein Pathe ist derselben Meinung.«

Ein furchtsamer Blick Rose's streifte den Richter. Dieser verstand das Mädchen. Er streckte ihr die Hand entgegen, indem er sagte:

»Sieh mich nicht so vorwurfsvoll an, Rose! Ich habe viel gut zu machen bei Dir und Deinem Vater, und der Wille dazu ist in mir lebendig. Du mußt nun aber das Vergangene auch vergessen. Es ist Mancherlei vorgefallen auf beiden Seiten, was unsern Verstand umnebelte. Und da sind wir denn im immer dichter fallenden Nebel neben einander fortgegangen, haben uns gestoßen und geschuppt anstatt uns als Freunde fortzuhelfen, bis endlich ein tiefer Abgrund vor uns lag, der uns bei einem Haar Beide verschlungen hätte. Es war ein Lichtstrahl von Oben herab nöthig und wir müssen Gott preisen, daß er ihn uns sendete zu rechter Zeit!«

Rose hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte des Richters, obwohl sie den Zusammenhang des Geschehenen nicht begriff. Von dem Geständnisse Veit's hatte sie keine Ahnung, sie glaubte daher, es sei dem Gericht aus wiederholten Vernehmungen ihres Vaters nun einleuchtend geworden, daß man ungerechterweise diesem ein Verbrechen habe aufbürden wollen, dessen er nicht fähig war.

»Du sollst Alles erfahren, Pathe,« fuhr der Richter fort, »denn ich denke, wir werden in's Künftige mehr beisammen sein, als vordem. Bei mir sehen kann ich Dich freilich nicht; die Mauern zu meinem neuen Hause sind noch keinen Fuß hoch über den bei Seite geräumten Schutt heraus gewachsen. Zum Frühjahr soll die Arbeit rascher gehen und zum Herbst, will's Gott, sitze ich wieder in Ruhe auf meinem Hofe. Dann soll er eingeweiht werden mit einem fröhlichen Essen, und wer weiß, ob ich zu diesem Essen nicht ein halb Dutzend Musikanten munter aufspielen lasse. Du magst doch gern tanzen, Pathe?«

Rose lächelte erröthend, doch blieb sie Bühl die Antwort schuldig. Dieser schüttelte ihr nochmals die Hand und wandte sich dann zu Michel Jürgen.

»Auf Wiedersehen, Nachbar!« sprach er, mit Gewalt eine heftige Bewegung niederkämpfend. »Du bist in guten Händen bei Deinem Kinde, und daß Ihr Euch nicht vertragen solltet, ist jetzt wohl kaum mehr zu fürchten! – Vor mir liegt ein schwerer Gang und ein schweres Stück Arbeit wartet meiner. – Ich muß hintreten vor Frau und Kinder, und ihnen eine Beichte ablegen, die mir sauer ankommt. Der aber ist kein Ehrenmann, der sich schämt zu sagen, so er es verdient hat: ich bin gewesen ein ungerechter Haushalter lange Zeit, und darum muß ich anitzo Leid tragen!«

Die Nachbarn trennten sich. Jürgen ließ sich von der Tochter in's Haus geleiten, wo er nach einiger Zeit so viel Sammlung gewann, daß er derselben das jüngst Geschehene mittheilen konnte. Rose war erschüttert, in ihrem

Herzen aber regte sich doch ein wohlthuedendes Gefühl. Die Gewißheit, das Schwerste müsse durch diese ernsten Prüfung überstanden sein, gab ihr Hoffnung, daß nach so trüben Tagen auch wieder heitere kommen würden. Das hatten ja auch die Abschiedsworte des strengen Pathen angedeutet, der schwerlich so gesprochen hätte, wäre er nicht schon mit sich selbst über sein zukünftiges Handeln vollkommen einig gewesen.

Conrad Bühl, in allen Dingen ein entschlossener und dann auch jederzeit energisch handelnder Mann, schonete sich jetzt durchaus nicht. Er hatte, durch eine Reihe betrübender Umstände irre geleitet, den Charakter Jürgen's verkannt. Nur dieses Verkennen konnte den unseligen Verdacht erzeugen, dem der schuldlose, höchstens seiner unüberlegten Reden wegen strafbare Mann fast zum Opfer gefallen wäre.

Bühl sah gar wohl ein, daß sein Verfahren gegen Jürgen diesen um Ehre und guten Namens gebracht hatte. Es war daher jetzt seine Pflicht, diese Wirkungen seines rücksichtslosen Benehmens wieder aufzuheben.

Der Richter mußte einen harten Kampf mit seinem Stolz bestehen, ehe er völlig Macht über sich gewann. Seine strenge Redlichkeit ließ ihn aber den Sieg über den eingebildeten Werth davontragen. Er machte sich persönlich auf den Weg, um von Hof zu Hof zu gehen und jedem Einzelnen zu erzählen, daß Michel Jürgen unschuldig sei, daß die Tücken des nichtswürdigen Bettlers und seine eigne Leidenschaftlichkeit so Beklagenswerthes veranlaßt hätten. Gleichzeitig ließ Conrad Bühl durchblicken,

daß er nicht anstehen werde, Denjenigen hart zu bestrafen, der sich etwa einfallen lassen möchte, dem Schmiedebauer das Vorgefallene nachzutragen oder gelegentlich entgelten zu lassen.

Dieser gewichtige Schritt des Richters war von den erfreulichsten Folgen begleitet. Noch vor Abend füllte sich der Hof des Freigesprochenen mit Besuchenden, die den Bauer beglückwünschen und ihm die Hand reichen wollten. Jürgen selbst war ebenfalls wie neugeboren. Während seiner kurzen Haft konnte er der traurigen Neigung, die ihn so weit herabgebracht hatte, nicht fröhnen. Er kam zu der wohlthätigen Einsicht, daß nur ein Mann, der stets seine Besonnenheit behalte, wirklich den Namen eines rechtlichen Mannes verdiene, und auf die Achtung Aller gerechten Anspruch habe. Er gelobte sich daher, nie wieder von unglücklichen Neigungen sich fortreißen zu lassen. In dieser Beziehung hatte er sogar Ursache, dem Richter Dank zusagen für sein rücksichtsloses Verfahren; denn er gestand es sich mit innerm Entsetzen selbst, daß er ohne dieses Unglück rettungslos dem Laster des Trunkes erlegen sein würde.

X.

Jacob Bühl war im Auftrage seines Vaters über Land gewesen. Der Richter wünschte von seinem Sohne, der seit Jürgen's Verhaftung ungewöhnlich still und zurückhaltend geworden war, nicht beobachtet zu werden, und darum hatte er ihn fortgeschickt. Spät Abends erst kehrte Jacob zurück. Der Ort war schon still, es begegnete ihm

Niemand. Um so mehr wunderte es ihn, daß in Jürgen's Wohnung noch Licht brannte.

»Was mag die arme Rose wohl machen!« seufzte er. »Da sitzt sie einsam mit einer einzigen Magd auf dem verschuldeten Hofe, und Niemand getraut sich, sie nur zu grüßen. Wenn ich doch Macht besäße, das zu ändern!«

Er ging vorüber, denn, um den Zorn seines Vaters nicht zu erregen, durfte er nicht wagen, gegen dessen strenges Verbot zu sündigen. Als er die Schmiede betrat, mehrte sich die Verwunderung des jungen Bühl. Hier wohnte seit dem Feuer die Familie des Richters. Und wenn auch oft Leute kamen und gingen, so gab es doch nur wenig Leben, weil der verdüsterte Richter kein Freund von lebhafter Unterhaltung war. Heute aber hörte Jacob heiteres Lachen vieler Stimmen. Es mußten eine Menge Menschen sich in der Schmiede zusammengefunden haben, und was sie einander mittheilten, konnte nur Angenehmes sein, sonst wäre es gewiß nicht so lebhaft zugegangen.

Erwartungsvoll trat Jacob ein. Er sah seinen Vater in der Mitte einer Anzahl geachteter Männer stehen, heiteren Antlitzes, die Hand erhoben, als wolle er eine Anrede an sie halten. Beim Anblick des Sohnes senkte er die Hand, und die Nächsten zurückdrängend, ging er ihm entgegen.

»Der ist's, von dem ich spreche!« rief er lebhaft aus. »Er soll mein Unrecht gut machen, und er thut's, wenn's ihm auch schwer fallen sollte!«

Jacob blieb sprachlos, fast erschrocken an der Thür stehen.

»Was soll ich gut machen?« fragte er dann geängstigt, denn der Nachsatz seines Vaters machte ihm Bedenken.

»Was ich an Jürgen verbrochen habe,« erwiderte der Richter.

»An Jürgen?«

»Es ist, wie ich sage,« fuhr Bühl mit einiger Hast fort, als habe er gar keine Zeit zu verlieren, und als peinige es ihn auch davon zu sprechen. »Der Mann ist unschuldig – die Beweise liegen vor. Er sitzt frei drüben bei seiner Tochter, und wenn Du mir ein Sohn sein willst, an dem ich Wohlgefallen haben soll, so richte Dich darauf ein, daß meine Pathe dereinst meine Tochter wird.«

»Vater!« rief Jacob. »Ist das Dein Ernst?«

»Ich dünkte, Du wüßtest, daß ich nicht gern spaße!«

»Auf baldige Verlobung!« riefen fröhlich die Umstehenden.

Jacob zog den Vater bei Seite.

»Ich hätte doch nie ein anderes Mädchen geheiratet, als Rose, Vater,« sprach er bewegt. »Sie war im Herzen meine Braut schon vor der schrecklichen Feuernacht. Und hätte ich warten sollen bis –«

Der Richter ließ den Sohn nicht aussprechen.

»Gedacht hab' ich's mir, Jacob,« fiel er ein, »zugegeben aber hätt ich's nicht bei meinen Lebzeiten, wäre das wahr gewesen, was sich zum Glück als unwahr darstellt! Jetzt bin ich's zufrieden, wenn Du schon morgen

beim Vater um sie anhältst. Die Hochzeit werd' ich ausrichten. Mit ihr will ich das neuerbaute Haus einweihen.«

Die Freunde des Richters blieben noch einige Zeit beisammen. Gesprächsweise erfuhr jetzt der junge Bühl den Hergang der Sache, die Art und Weise, wie Veit sich selbst verrathen und später so durch seine Antworten verstrickt hatte, daß er, immer mehr gedrängt und in die Enge getrieben, noch vor Abend ein volles Geständniß ablegte.

Es klärte sich jetzt Vieles auf. Veit grollte Jürgen schon Jahre lang, weil dieser ihm oft Vorwürfe wegen seines Nichtsthuns gemacht und, wenn er demüthig bittend an seiner Thür erschien, ihn wiederholt barsch abgewiesen hatte. Den Richter haßte der Herumtreiber, aber er fürchtete ihn auch und wagte deshalb nicht, ihn durch Worte oder widersetzliches Betragen zu reizen. Daß Conrad Bühl nicht mit sich scherzen ließ, hatte er zu wiederholten Malen selbst erfahren. Allerdings behandelte ihn der hochfahrende Mann geringschätzig. Er hielt ihn entschieden für höchst unbedeutend, und so oft Veit ein Gesetz übertrat, folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Warnungen und Beweise erhielt er von Conrad Bühl wöchentlich, und wenn er ihn auch nicht immer von seiner Thür wies, so reichte er ihm doch auch keine Gabe, ohne Bemerkungen hinzuzufügen, welche Veit ergrimten.

Da traf es sich eines Tages, daß der Hund des Richters frei im Hofe herumlief. Wie die meisten dieser Thiere konnte auch dieser bettelhaft gekleidete Personen nicht gut leiden. Er bellte und verfolgte den Herumstreicher. Das Rufen und Abwehren Veit's verwehrte nur den Zorn

des Thieres. Es erfaßte den Knotenstock des Bettlers und wollte ihn diesem entreißen. Veit aber stieß den Hund mit dem scharfen Ende empfindlich an die Nase, worauf das Thier mit wildem Sprunge den Bettler packte und ihm eine tiefe Wunde beibrachte.

Dem Richter war dieser unangenehme Vorfall sehr fatal. Er wollte den Gebissenen durch eine Entschädigung abfinden, allein Veit wies dies Anerbieten zurück. Wohl wissend, daß Conrad Bühl dem bestehenden Gesetze zuwider sein als gefährlich bekanntes Thier frei hatte herumlaufen lassen, zog er es vor, den Richter zu verklagen. Er wußte, daß er den stolzen Mann gar nicht tiefer kränken könne; denn als Richter, der auf strenge Handhabung der Gesetze zu achten hat, selbst bestraft zu werden wegen nachweisbarer Nichtachtung oder gar wissentlicher Uebertretung derselben, mußte diesem höchst ärgerlich sein. Veit aber wollte den stolzen Mann gerade empfindlich kränken, und deshalb zog er die Klage einer Abfindung im Stillen vor. Bühl ward natürlich condemnirt, und ein Verweis unter vier Augen blieb auch Nicht aus.

Seit dieser Zeit war dem Richter der bloße Anblick des Bettlers, der wöchentlich ein paar Mal vorkam und mit grinsender Freundlichkeit um ein Almosen bat, höchst widerwärtig, und mehr denn einmal erregte er ihm die Galle. Die geringfügigste Veranlassung benutzte Conrad Bühl zu scharfer Zurechtweisung des ihm jetzt völlig widerwärtig gewordenen Menschen. Dieser dagegen sann unter seiner freundlich devoten Maske auf Rache.

Veit war jedoch zu klug, um in täppischer Weise seinen Groll gegen den Richter auszulassen. Er zeigte in dieser Hinsicht mehr Lebensklugheit, als Bühl, der kein Hehl aus seinem Widerwillen gegen den Bettler machte. Er wollte sicher gehen, sein Ziel erreichen, durchaus aber keinen Verdacht erregen. Aus diesem Grunde sah er sich nach einem Dritten um, den er, ohne ihn in's Geheimniß zu ziehen, in auffallender Weise verdächtigen könne.

Böse Menschen werden häufig durch den Zufall in ihren verwerflichen Plänen unterstützt. Das Herabkommen des Schmiedebauers, dessen Neigung zum Trunk und sein alter Groll gegen den Richter boten dem Rachsüchtigen einen vortrefflichen Anhaltspunkt. Michel Jürgen behandelte den Bettler zwar auch mit Geringschätzung und hütete sich wohl, mit ihm zu verkehren, wenn er seiner Sinne vollkommen mächtig war. In trunkenem Muthe aber zeigte sich Jürgen zugänglicher. Er vertrug sich dann mit Jedem, der ihm Schmeichelworte sagte, und wer gar auf den hochfahrenden Richter schimpfte, den konnte er in solchen Augenblicken sogar mit Freundschaftsbezeugungen überhäufen.

Es gelang dem schlaunen, heimtückischen Veit, den immer tiefer sinkenden Bauer in die verrufene Schenke zu verlocken. Hier traktirte Jürgen jeden Gast, ging, von dem Bettler durch spitzige Stichelreden gereizt, mit

höchst unbedachtsamen Worten gegen den Richter heraus, und wünschte ihm alles nur denkbare Böse. Wiederholt äußerte er hier unter Menschen, die er selbst verachtete, den Wunsch, das Gewese seines Jugendfreundes möge in Flammen aufgehen.

Feuer an Gebäude verhaßter Personen zu legen, war damals die gewöhnliche Art, um für vermeintlich erlittene Unbill Rache zu nehmen. Die leichte Bauart der Höfe, die allerwärts noch übliche Strohbedachung derselben begünstigte das Anstecken, und war ein Rachsüchtiger nur einigermaßen vorsichtig, so hielt es sehr schwer, den Urheber derartiger Schändlichkeiten zu ermitteln.

Veit's Plan war schnell gemacht. Michel Jürgen sollte statt seiner büßen, wenn es ihm gelänge, das schändliche Vorhaben auszuführen. Wochenlang strich er in unmittelbarer Nähe der beiden verfeindeten Nachbarn herum, theils um die Gelegenheit auszuspioniren, theils um sich mit allen Gewohnheiten Jürgen's bekannt zu machen. So lernte er diesen auf das Genaueste kennen. Er war Zeuge der Verjagung Rose's aus dem Hause des Vaters; er belauschte das Gespräch des Richters mit Jürgen und hörte dessen Drohworte, er sah endlich in der darauf folgenden Nacht den Schmiedebauer mit den blanken, geschliffenen Aexten in den Hof des Richters treten.

Eine schicklichere Gelegenheit, seinen Racheplan zur Ausführung zu bringen, konnte es gar nicht geben. Veit schlich deshalb dem Bauer nach und versteckte sich unter der Einfahrt. Sein scharfes Auge ließ den Lauernden

erkennen, wohin Jürgen die Aexthe stellte. Er hörte unter schadenfrohem Herzklopfen das Gebell des bissigen Hundes und die beschwichtigenden Schmeichelworte des Bauers, und als dieser an ihm vorübergegangen war und bereits den Hof verlassen hatte, glitt er wie eine Schlange nach dem Schuppen, erfaßte eine der Aexthe und traf mit der Schärfe derselben den heulend gegen ihn heranspringenden Hund. Es war das Werk weniger Augenblicke. Von dem spritzenden Blute des verröchelnden Thieres ward jedoch seine Hand besudelt. Unbedachtsam zog er sein einziges schlechtes Taschentuch und trocknete sich damit ab. Wer sollte das Tuch sehen, wer überhaupt auf den Gedanken kommen, er, der schon lange nichts mehr mit Conrad Bühl zu schaffen gehabt habe, könne der Thäter gewesen sein!

Alles ging nach Wunsch. Das Herz des schlechten Menschen frohlockte, als der jähzornige Richter den Schmiedebauer trotz seines Läugnens und Schwörens, daß er völlig unschuldig sei, in den Stock werfen ließ. Nach diesem Vorgange durfte Veit Alles wagen, und auch hier ebnete ihm wieder der Zufall die Wege. Jürgen trug ihm mit eigener Hand die Brennmaterialien zu, deren er sich zu dem zu begehenden Verbrechen bedienen wollte, und legte sie vor den Augen des Wirthes auf den Tisch mit der zweideutigen Bemerkung, mit so viel Schwamm könne man ein halbes Dorf in Brand stecken.

Veit bediente sich des Tabaks und erst als der Bauer aufbrach, ergriff er das Tuch sammt dem Schwamme und folgte ihm. Unterwegs vermißte der Bauer sein Tuch, er

fragte den Bettler danach und dieser reichte ihm das seinige, ohne es selbst zu wissen.

Es war nicht Veit's Absicht, das Tuch liegen zu lassen nach Besorgung seines finsternen Werkes, nur die Furcht, von Conrad Bühl bemerkt zu werden, dessen Stimme er hörte, ließ es ihn vergessen. Er mußte sich schleunigst entfernen, um beim Ausbruch der Flammen nicht von irgend Jemand in unmittelbarer Nähe des Gehöftes bemerkt zu werden. Der Schnelligkeit seiner Füße gelang es, zu entkommen, noch ehe der Feuerruf die Nachbarn aufschreckte. Hinter eine Hecke geduckt, sah er haßerfüllt die rothe Lohe aus dem Giebel schlagen. Sein Zweck war erreicht; Bühl's Besitzthum verzehrten die Flammen, und auf Michel Jürgen, den unbedachten Mann, mußte der Verdacht der Brandstiftung fallen. Das verloren gegangene Tuch machte ihm keine Sorge. Er war gewiß, entweder habe es der starke Wind verweht, oder es werde vom Feuer verzehrt worden sein. Daß es dem Richter noch vor Ausbruch der Flammen in die Hände fallen könne, und daß gerade dieser Zufall ihn später als Brandstifter werde verrathen müssen, davon hatte Veit auch nicht die entfernteste Ahnung.

Einmal überführt und der That geständig, verließ den Bettler sein bis dahin zur Schau getragenes freches Wesen. Er brach in sich zusammen aus Furcht vor dem Loose, das seiner harrte. Ein mildes Urtheil stand ihm nicht bevor, denn es ließen sich keine Milderungsgründe anführen, die seine doppelt gehässigen Thaten in einem weniger gehässigen Lichte hätten erscheinen lassen. Die

Ueberzeugung, es sei ihm nicht mehr zu helfen, er habe rettungslos das Leben verwirkt, veranlaßte ihn, noch vor geschlossener Untersuchung Hand an sich selbst zu legen. Man fand ihn eines Morgens todt in seinem Gefängnisse. Er hatte sich in knieender Stellung mehr erdrosselt als erhenkt.

Niemand beklagte den Tod des Herumstreichers, auf Jürgen aber machten diese Vorgänge einen unauslöschlichen und wohlthätigen Eindruck. Der Abgrund, der sich in schauerlicher Tiefe vor ihm aufgethan, schreckte ihn zurück von einem Wege, der nur in's Verderben führen mußte. Er ward wieder häuslich und entsagte dem leichtsinnigen Leben, dem er seit geraumer Zeit sich aus Aerger, Groll und Verzweiflung ergeben hatte. Das Glück der Tochter, die sich alsbald mit Jacob Bühl verlobte, erfüllte auch ihn wieder mit neuen Lebenshoffnungen.

Schon zu Anfange des Sommers waren sämmtliche Gebäude des Richters wieder soweit hergestellt, daß sie zur Noth bezogen werden konnten. Diesen Einzug der Familie Bühl's, deren einzelne Mitglieder ein viel herzlicheres Benehmen gegen einander an den Tag legten, als man es vor dem Brandunglücke gekannt hatte, feierte der Richter durch das Verlobungsfest seines Sohnes mit der frischen, jetzt heitern und glücklichen Tochter des Nachbarn. Die Jugendfreundschaft zwischen Bühl und Jürgen ward gleich dem Hause wieder von Neuem, und diesmal zu dauerndem Bestehen, aufgerichtet. Die Flammen des alten Hauses, die Jürgen in's Verderben zu stürzen

drohten, läuterten die Herzen zweier eigensinniger Männer und ließen Beide erst deren wahren Werth erkennen. Conrad Bühl bat dem wieder gewonnenen, nunmehr völlig versöhnten Freunde alles ihm zugefügte Unrecht durch die aufrichtige Theilnahme ab, die er jetzt für ihn an den Tag legte. Beide Männer unterstützten sich gegenseitig in allen ihren Unternehmungen, und als gegen Ende des Sommers in dem festlich geschmückten Hause des Richters die Hochzeit der Verlobten in herkömmlicher Weise höchst pomphaft gefeiert wurde, war der Brautvater unter den Fröhlichen einer der Fröhlichsten. Er tanzte, zum ersten Male nach Johanna's Verlobung, wieder mit dieser Frau, deren schlecht gehaltene Treue die Quelle alles Unglücks war, das ihn betroffen hatte.

Auch Bühl's Tochter fügte sich in das Unvermeidliche. Es ward ihr zwar anfangs schwer, ihrer jungen Schwägerin so freundlich zu begegnen, wie diese es erwarten durfte; ein strenges Wort des Vaters aber und ein zurechtweisender Wink Johanna's, die mit stiller Freude die allgemeine Versöhnung betrachtete und diese durch nichts mehr gestört zu sehen wünschte, machten auch das junge Mädchen bald andern Sinnes. Conrad Bühl erwarb von Jürgen dessen Hof und bestimmte ihn seiner Tochter als dereinstige Mitgift, unter der Bedingung, daß sein Freund bis zum Tode ungestört daselbst wohnen und ein sorgenloses Leben führen solle. Das eigene Gewese trat

er ein Jahr später seinem Sohne ab, ohne daß durch diesen in aller Form Rechtens erfolgten Abtritt äußerlich eine Veränderung bemerkbar ward. Conrad Bühl blieb immer die Hauptperson auf dem Hofe. Seine Stimme ward vor Allen gehört, und Jacob pflegte nie etwas Wichtiges zu unternehmen, ohne zuvor seinen Vater zu Rathe zu ziehen.

Als Richter ward Bühl ungleich milder. Er urtheilte erst nach langem Prüfen, und war er genöthigt zu strafen, so geschah es in möglichst milder Form, nie hart und rauh, und Worte des Vorwurfes eines hochfahrenden Sinnes hörte nie mehr Jemand von dem meist in sich gekehrten Manne, der am liebsten nur mit Jürgen und seinen Kindern verkehrte.